

Arbeitspapiere / Working Papers

Nr. 64

Stefanie Lämmermann

**Abgrenzungen,
zugeschriebene Identitäten und
Grenzüberschreitungen -
Kamerunische MigrantInnen in Freiburg**

2006



The Working Papers are edited by
Institut für Ethnologie und Afrikastudien, Johannes Gutenberg-Universität,
Forum 6, D-55099 Mainz, Germany.
Tel. +49-6131-3923720; Email: ifeas@uni-mainz.de; <http://www.ifeas.uni-mainz.de>

Geschäftsführende Herausgeberin/ Managing Editor:
Michaela Oberhofer (oberhofer@uni-mainz.de)

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	3
Zugang zum „Feld“ und Methoden.....	4
Afrikanische MigrantInnen in Deutschland.....	6
Die MigrantInnengemeinschaft im „dominanten Diskurs“: Einebnung von Unterschieden	8
Die MigrantInnengemeinschaft im „demotischen Diskurs“: “Vorgestellte Gemeinschaften“ und „hybride Kulturen“	9
2. Herkunftsland Kamerun- Ethnische Rivalitäten: Das „anglophone Problem“, die „Bamiléké-Eindringlinge“ und die „faulen Béti“.....	12
3. Die Phase der Migrationsentscheidung.....	16
Kamerunische MigrantInnen in Deutschland und Freiburg.....	16
Gemeinsamkeiten und Unterschiede der befragten Personen.....	19
Bedeutung der Anwesenheit von Verwandten und Bekannten in Deutschland.....	25
„Comme en mission...“	26
4. Die Anfangszeit: Ankunft und erste Eindrücke der MigrantInnen.....	26
Ankunft und Wohnungssuche.....	26
Erste Eindrücke und Erfahrungen.....	28
Erste Kontakte zu deutschen StudentInnen.....	29
Erste Kontakte zu anderen AfrikanerInnen bzw. KamerunerInnen.....	31
„Zum Glück hab ich jemanden aus Kamerun kennen gelernt.“	33
5. Die Migrantengemeinschaft als Rückzugsort.....	34
Vergessen der alltäglichen Belastungen.....	34
Selbstzuschreibung – Der Solidaritätsdiskurs: Betonung der „afrikanischen Werte“.....	37
Fremdzuschreibungen - Erfahrungen mit Unwissenheit, Vorurteilen und Rassismus der Deutschen gegenüber AfrikanerInnen.....	40
Die Praxis: Der afrikanische Chor, die afrikanische Messe und ein Trauerfest.....	48
„Plus tu te sens à l'étranger, plus tu te sens lié à tes origines.“	51
6. Gemeinschaft und sozialer Status.....	53
Die <i>Association des Camerounais à Freiburg</i> (ACAF).....	53
Die <i>Association des Ressortissants Camerounais</i> (ARC).....	57
„Il y a toujours un conflit entre le milieu estudiantin et les non-etudiants.“	60
7. Ethnische und nationale Identität.....	62
Ethnische Zugehörigkeit und Herkunftsdorf.....	62
Anglophone und Frankophone.....	67
Der Fußball.....	69
Die „Fête de la Jeunesse“	72
Das Fest zum kamerunischen Nationalfeiertag am 20. Mai 2005.....	73
„FierE d'être CamerounaisE“	77
8. Résumé und Ausblick.....	79
Anlagen.....	84
Bibliographie.....	96

1. Einleitung

Von August bis Oktober 2003 verbrachte ich zehn Wochen in Yaoundé, der Hauptstadt Kameruns, um dort ein Praktikum zu absolvieren. Während meines Aufenthaltes stellte ich fest, dass Migration nach Europa und Nordamerika in Kamerun einen sehr wichtigen Stellenwert einnimmt, vor allem in der jungen Bevölkerung. Vor den Botschaften drängen sich die Leute, die auf ihr Visum warten, und die Deutschkurse im Goethe-Institut sind überfüllt. Aufgrund dieser Beobachtungen kam es mir in den Sinn, meine Magisterarbeit über kamerunische MigratInnen in der Diaspora zu schreiben. Besonders interessierte mich die Frage, ob sich die MigrantInnen aus Kamerun im Ausland aufgrund ihrer nationalen Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft zusammenschließen, und ob in der Migrationssituation ethnische Konflikte eine Rolle spielen.

Nach meiner Rückkehr nach Freiburg fiel mir die starke Präsenz der KamerunerInnen in Deutschland auf, sowohl zahlenmäßig als auch, was ihr organisiertes Auftreten anbelangt. Die KamerunerInnen stellen die viertgrößte sub-sahara-afrikanische MigrantInnengruppe in Deutschland¹. Von allen hier lebenden KamerunerInnen sind wiederum ein Drittel Studierende². In fast allen Universitätsstädten findet man eine kamerunische Studierenden-Organisation mit einer Homepage im Internet. Auch Freiburg ist als Universitätsstadt Ziel vieler kamerunischer StudentInnen. Ich beschloss, eine empirische Untersuchung unter KamerunerInnen in Freiburg durchzuführen. Nach ersten Einblicken entschied ich allerdings, meine Untersuchungsgruppe nicht auf Studierende einzuschränken, da gerade das Verhältnis der kamerunischen StudentInnen zu den nicht-studentischen MigrantInnen als interessantes Untersuchungsfeld hervortrat.

Ich begann meine Forschung mit Fokus auf die nationale und ethnische Identifikation. Bald jedoch öffnete ich meinen Blick für die Vielschichtigkeit von Identifikationen, denn die KamerunerInnen in Freiburg unterscheiden sich hinsichtlich Herkunftsregion, sozialem Status, Alter, Geschlecht und Migrationshintergrund deutlich voneinander. Daher legte ich mein Augenmerk darauf herauszufinden, welche Unterschiede es zwischen den MigrantInnen gibt und wie sie sich in der Gemeinschaftsbildung niederschlagen. Meinen Fokus richtete ich auf die Frage nach der Festlegung von Grenzen: Werden Abgrenzungen zu anderen Gruppen vorgenommen? Wenn ja: warum und entlang welcher Linien geschieht dies?

¹ Statistisches Bundesamt Wiesbaden, Ausländische Bevölkerung nach der Staatsangehörigkeit am 31.12.2003 in Deutschland (Afrika), 2004; genauere statistische Angaben in: „Kamerunische MigrantInnen in Deutschland und Freiburg“ (Kap.3)

² http://www.bmbf.de/pub/internationalisierung_des_studiums.pdf

Zugang zum „Feld“ und Methoden

Mein erster Kontakt zu KamerunerInnen in Freiburg ergab sich über meine Tätigkeit als Vorsitzende des Interkulturellen Deutsch-Afrikanischen Vereins Freiburg IDAV e.V. Die ehemalige Vorsitzende dieses Vereins, eine Kamerunerin, gab mir die Adresse von dem Gründer und von dem Vorstand des kamerunischen Vereins *Association des Camerounais à Freiburg (ACAF)*. Sie erzählte mir auch von dem afrikanischen Chor, der zu einem Großteil aus KamerunerInnen bestehe. Ich ging zu einer Chorprobe und sprach einige Personen an, mit denen ich die ersten Interviews durchführte. Nach diesen bat ich meine GesprächspartnerInnen, in ihrem Umfeld nach Leuten zu fragen, die auch Interesse an einem Interview hätten. Bei meinem ersten Gespräch mit dem Gründer der *ACAF* erfuhr ich, dass seit kurzem eine zweite kamerunische Vereinigung, die *Association des Ressortissants Camerounais* existiere, und dass man im Moment über einen Zusammenschluss der beiden Gruppen diskutiere. Ich konnte an mehreren Versammlungen beider Vereinigungen teilnehmen. Zusätzlich besuchte ich die afrikanische Messe sowie unterschiedliche Feste. Durch meine Anwesenheit bei Treffen gewöhnten sich die Leute nach und nach an mein Gesicht, so dass sich zunehmend inoffizielle Gespräche ergaben. Dabei versuchte ich stets meine Neutralität zu wahren (Lyons, Chipperfield 2000:33ff.; Lamnek 1993:94ff.).

Gesprächsbereitschaft signalisierte man mir vor allem, wenn ich erwähnte, dass ich zwei Monate lang in Kamerun gewesen war. Trotzdem erfuhr ich manchmal Ablehnung, zumal wenn ich darum bat, das Gespräch auf Tonband aufzunehmen. Skepsis spürte ich besonders deutlich in der Gruppe der nicht-studentischen MigrantInnen (*Association des Ressortissants Camerounais*), unter denen es auch einige AsylbewerberInnen gibt. Hier wurde ich akzeptiert, da mich der Gründer der Vereinigung als „gatekeeper“ mit dem Milieu vertraut machte. Nach meiner Teilnahme an zwei Sitzungen teilte mir der Sekretär der Vereinigung jedoch die Befürchtung der Mitglieder mit, ich sei eine Spionin der Behörde. Daraufhin interviewte er mich eineinhalb Stunden lang, damit ich meine guten Absichten bezeugen konnte. Auch die Erwartung einer Gegenleistung war in dieser Gruppe sehr stark. Als französisch sprechende Deutsche wurde ich z.B. als mögliche Vermittlerin bei organisatorischen Dingen gesehen, so bei der Raumbeschaffung für Feste oder bei Anrufen nach Kamerun.

Die Untersuchungsgruppe wählte ich nach dem „theoretical sampling“ aus, um möglichst viele Personen mit unterschiedlichen biographischen Hintergründen zu treffen (Lamnek 1993: 92ff.). Eine Einschränkung hinsichtlich der Aufenthaltsdauer in Deutschland nahm ich daher nicht vor. Im Vorfeld der Studie erstellte ich einen Interviewleitfaden, der zentrale Problemfelder umriss, und den ich im Laufe der Forschung erweiterte und modifizierte (siehe Anhang 1). Der Leitfaden diente als Orientierung, um eine Vergleichbarkeit der Interviews

sicherzustellen. Vor allem kam es mir aber darauf an, dass meine GesprächspartnerInnen erzählten, was ihnen wichtig erschien. Während eines Vorgesprächs stellte ich mich und meine Untersuchung vor und sicherte die Anonymität zu. Die Interviews fanden dann entweder in der Universitätsbibliothek, in einem gemütlichen Café oder in der Wohnung des/der Befragten statt. Als Befragungsform wählte ich das problemzentrierte Interview nach Witzel (Witzel 1982, 1985; Mayring 1997:45ff.; Lamnek 1993:70ff.). Die Interviews führte ich in der Sprache durch, die der/die Befragte bevorzugte (deutsch, französisch oder englisch). Die Gespräche dauerten jeweils zwischen etwa 40 Minuten und zwei Stunden. Entweder zeichnete ich sie - nach Zustimmung - auf Tonband auf oder hielt sie, falls dies nicht erwünscht war, während des Interviews stichpunktartig oder im Nachhinein als Gedächtnisprotokoll fest.

Tendenzen zur Selbstdarstellung und Effekte sozialer Erwünschtheit versuchte ich während der Untersuchung klein zu halten. Ich legte stets dar, woher mein Interesse für die Situation von KamerunerInnen in Freiburg rührt, erklärte mein Forschungsvorhaben und sicherte meine Neutralität zu. Die Interviews versuchte ich möglichst vertraulich und entspannt zu gestalten, indem ich interessiert-zurückhaltend agierte. Bei der Analyse der Interviews rekapitulierte und reflektierte ich die jeweilige Gesprächssituation, die ich im Forschungstagebuch niedergeschrieben hatte.

Insgesamt führte ich von August 2004 bis Februar 2005 Interviews mit 15 Kamerunerinnen und Kamerunern durch, wobei ich mit jeder Person je ein bis dreimal sprach. Interviews ergaben sich außerdem mit den zwei Vorsitzenden der beiden kamerunischen Vereinigungen in Freiburg, der *Association des Camerounais à Freiburg (ACAF)* und der *Association des Ressortissants de Cameroun (ARC)* sowie mit dem Gründer der *ACAF*. Die ersten zehn Interviews liegen vollständig transkribiert vor. Die späteren habe ich zusammengefasst und ausschnittsweise transkribiert. Bei der Analyse benutzte ich die „strukturierende Inhaltsanalyse“ nach Mayring (1993). Nach erster Durchsicht filterte ich aus den Interviews zentrale Kategorien heraus, die ich in den Folgeinterviews überprüfte, verwarf oder erweiterte. Während des gesamten Forschungsprozesses schrieb ich Gedächtnisprotokolle, Tagebuch und Memos. Das Vorgehen war induktiv angelegt und orientierte sich an der „Grounded Theory“ (A. Strauss 1998).

Durch die „Anthropology at home“ musste ich zwischen meinem normalen Alltag und den Forschungssituationen hin- und herwechseln. Meine Forschung überspannte auch mein alltägliches Leben in Freiburg. In manchen Situationen empfand ich es als schwierig, eine freundliche Distanz zu wahren. Auf der anderen Seite bekam ich sehr interessante Einblicke und schloss sogar Freundschaften.

Zunächst möchte ich nun einen kurzen Überblick über die wissenschaftliche Forschung zu afrikanischen MigrantInnen in Deutschland geben. Daran schließt sich ein theoretischer Abriss zu Identität und Gemeinschaftsbildung in der Migration an. Ein Blick auf das Herkunftsland Kamerun und einige statistische Informationen zur kamerunischen Migration nach Deutschland und Freiburg leiten dann zum Hauptteil meiner Arbeit, der empirischen Untersuchung in Freiburg, über.

Afrikanische MigrantInnen in Deutschland

Die Migrationsverläufe aus Nord-Afrika nach Deutschland unterscheiden sich von denen aus Sub-Sahara-Afrika. Die Wanderungsbewegung aus Nord-Afrika, vor allem aus Marokko und Tunesien, hat in den 1960er Jahren mit der Gastarbeiteranwerbung begonnen. Sie ist zahlenmäßig sehr stark und vor allem von männlichen Arbeitsmigranten und deren Familien geprägt (Lentz 2003:48). Migrationen aus Sub-Sahara-Afrika nach Deutschland hingegen erreichten erst seit den 1980er Jahren eine nicht mehr zu übersehende Stärke (ebd.). Menschen aus dieser Region bilden zudem durch ihre körperlichen Merkmale eine spezielle Kategorie. Sie sind in besonderem Maße rassistischen Angriffen ausgesetzt (Jensen 1999:12; vgl. Dettmar 1989). Jedoch gerät diese MigrantInnengruppe erst relativ langsam in den Blick der ForscherInnen. Existierende Untersuchungen drehen sich größtenteils um afrikanische Studierende, um binationale Ehen und um Erfahrungen Afro-Deutscher. Hingegen findet man erst seit kurzem Untersuchungen zu Migrationsstrategien, Netzwerken, Organisationen und Identitätspolitik von Menschen aus den Ländern Sub-Sahara-Afrikas in Deutschland (Lentz 2003:43f.)³.

Von 1999 bis 2003 hat im Rahmen des Hamburger Sonderforschungsbereichs 520 „Umbrüche in afrikanischen Gesellschaften und ihre Bewältigung“ eine Arbeitsgruppe die Lebenssituationen, biographischen und identitären Entwüfen und Handlungsweisen afrikanischer MigrantInnen in Hamburg untersucht. Die Arbeitsgruppe bestand aus zwei Teilprojekten: „Eritreer in Deutschland und ihre Remigration“ und „Migration, Religion und Identität: Ghanaische MigrantInnen in Hamburg“ (Jensen 1999). Über den Zusammenhang von Gemeinschaftsbildung und Nationalität arbeitet Nina von Nolting (2002) in ihrer Studie über eritreische Flüchtlingen in Frankfurt am Main. Auch Laurence Marfaings Studie *Les Sénégalais en Allemagne: Quotidien et stratégies de retour* (2003) ist eine der ersten, die sich mit den Identitätsstrategien und Netzwerken afrikanischer - in diesem Fall männlicher senegalesischer - Migranten in Deutschland auseinandersetzt. Die Pluralität der

³ Vgl. auch: Lentz/Nolting, „Afrikaner in Deutschland. Eine kommentierte Bibliographie“; in: Arbeitspapiere zu afrikanischen Gesellschaften, Berlin/Frankfurt a.M./Mainz 46, 2000, sowie: Jensen, Jürgen, Afrikaner in Europa: eine Bibliographie, Münster; Hamburg; Berlin: Lit., 2002.

Lebenssituationen und identitätspolitischen Strategien unterschiedlicher Gruppen von AfrikanerInnen in Frankfurt sucht die von Carola Lentz geleitete Lehrforschung „Afrikaner in Frankfurt - Migration, Netzwerke, Identitätspolitik“ (2003) zu ergründen⁴. Hervorzuheben ist zudem das 2004 erschienene Buch *Wurzeln in zwei Welten: Westafrikanische Migranten und Migrantinnen in Hamburg*. Mit einem Seitenblick auf die Herkunftsländer und -kulturen der MigrantInnen zeichnen die unterschiedlichen Beiträge ein differenziertes Bild der aktuellen Lebensumstände von MigrantInnen aus westafrikanischen Ländern, vor allem aus Côte d'Ivoire, Gambia, Ghana, Senegal und Sierra Leone, nach Hamburg. Zu nennen ist außerdem *TheBlackBook* (2004), das aus historischer und aktueller Sicht die afrikanische Zuwanderung nach Deutschland, Rassismus und Stereotype gegenüber AfrikanerInnen und schwarze Identitätspolitik in Deutschland nachzuvollziehen sucht. Umfangreichere Forschung zu MigrantInnen aus Sub-Sahara-Afrika als in Deutschland gibt es in Frankreich, wo EthnologInnen sich schon seit den 1980er Jahren verstärkt mit Netzwerken, Migrationsstrategien, Vereinigungen und dem Einfluss der Migration auf die Heimatländer beschäftigen⁵.

Speziell mit kamerunischen MigrantInnen in Deutschland beschäftigt sich Elke Rüpke (1999), die in ihrer Magisterarbeit im Rahmen des SFB 520 der Universität Hamburg einen Kameruner und einer Kamerunerin zur Frage interviewt hat, wie sie kulturelle Differenz erleben. Integrationserfahrungen, Vereinsleben und inter-ethnische Beziehungen kamerunischer MigrantInnen in Frankreich untersucht Suzanne Okoma Akam (1997). Sophie Bouly de Lesdain (1999) analysiert den von Kamerunerinnen dominierten Markt „La Goutte d'Or“ in Paris.

Mit meiner Arbeit möchte ich einen ethnologischen Beitrag zu den in der deutschen Forschungslandschaft noch relativ wenig bearbeiteten Themen Gemeinschaftsbildung und Netzwerke von MigrantInnengruppen aus einzelnen sub-sahara-afrikanischen Ländern leisten. Ich hoffe, so zu einem Vergleich zwischen den unterschiedlichen Migrationsstrategien und Identitätsewürfen einzelner Herkunftsgruppen beitragen zu können. Mein Verständnis von „Gemeinschaftsbildung“ und von der Rolle, die Ethnizität und Nationalität dabei zukommt, möchte ich im Folgenden darlegen.

⁴ Themen waren: „Afrikanische Studenten an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität“, „Deutsch-afrikanische Ehen“, „Afrikanische Restaurants“, „Eritreische Flüchtlinge“ und „Soziale Kontakte von Kenianerinnen in Frankfurt“.

⁵ Siehe z.B. Jacques Barou (1992), Mahamad Timera (1996) und Christophe Daum (1998) Dass man sich in Frankreich mehr und vor allem früher als in Deutschland mit Migration aus Sub-Sahara-Afrika beschäftigt, liegt an der stärkeren Präsenz v.a. der Menschen aus frankophonen Ländern Afrikas südlich der Sahara in Frankreich als der ehemaligen Kolonialmacht spätestens seit den 1970er Jahren.

Die MigrantInnengemeinschaft im „dominanten Diskurs“: Einebnung von Unterschieden

Der öffentliche Diskurs in Deutschland, der in der Politik, in der Wissenschaft und in den Medien stattfindet, geht von einer statischen Kulturauffassung aus. Dies entspricht dem deutschen Konzept von Staatsangehörigkeit, das auf dem „ius sanguinis“-Prinzip basiert. (Fijalkowski 1997:165)⁶. Der deutsche Nationalstaat wird als ethnisch homogenes Gebilde mit gemeinsamer Kultur und Geschichte definiert, das Territorium und das darauf lebende „Volk“ werden gleichgesetzt (Heckmann 1992:211). Heckmann spricht von einer im traditionellen Modell des ethnischen Nationalstaates „angelegten“ „Tendenz zur Assimilierungspolitik“, kulturelle Rechte müssen dem Staat gewissermaßen „abgerungen“ werden (ebd.:212). Die Bevölkerung wird in ein binäres Schema gezwängt. Auf der einen Seite steht die Mehrheitsgesellschaft, also die Gruppe der Einheimischen, auf der anderen befinden sich „die Immigranten“, „die Ausländer“ oder „die Asylanten“, die als Bürger zweiter Klasse behandelt werden (ebd.: 214)⁷. Ebenso wird von „den Türken“, „den Latinos“, „den Schwarzafrikanern“ gesprochen (Mesghena, ebd.:8). Diese Kategorisierungen werden von außen an die MigrantInnen herangetragen. Die MigrantInnen werden in ein vereinfachtes Schema von Vergemeinschaftungen gezwängt und als Teil ihrer „natürlichen“ kulturellen, ethnischen oder nationalen Gemeinschaften betrachtet. Gerd Baumann (1998a, b) bezeichnet diese öffentliche Form der Diskussion um Zuwanderung als den „dominanten Diskurs“, der zur Beschreibung phänotypisch erkennbarer Minderheiten dient⁸. Kulturelle Unterschiede werden auf ethnische Differenzen zurückgeführt. Letztere wiederum werden als auf biologischen Faktoren beruhend angesehen und damit naturalisiert: „Ethnische Kategorien werden [...] als Etikettierungen verwendet, um soziale Gruppen zu definieren. Diese hypothetischen Gruppen werden dann einer reifizierten Kultur zugeordnet, die sie gleichsam *a priori* repräsentieren müssen“ (Baumann 1998b:292; Hervorhebung i.O.).

Es ist wichtig, die Existenz des dominanten Diskurses aufzudecken. Die Tatsache, dass er auf falschen oder vereinfachten Annahmen beruht, mindert nicht seine Wirksamkeit in der Öffentlichkeit (ebd.:297f.). Wie Baumann zeigt, wird der dominante Diskurs in bestimmten Situationen von den MigrantInnen selbst benutzt. Alternativ dazu gibt es aber einen anderen,

⁶ Im Gegensatz zu den „ius soli“-Ländern, von denen die Staatsangehörigkeit als vom Geburtsort abhängig begriffen wird, wie beispielsweise in Frankreich (Fijalkowski 1997:165). Trotz der Erneuerung des deutschen Staatsangehörigkeitsrechts hin zu einem „ius soli“ im Januar 2005 bleibt ein restriktive Haltung gegenüber MigrantInnen bestehen.

⁷ Allerdings gibt es hier innerhalb der ausländischen Bevölkerung Differenzen, z.B. zwischen EU- bzw. Schengen-Angehörigen und Nicht-EU-Angehörigen. Dementsprechend könnte man auch von Bürgern 3. oder 4. Klasse sprechen (Heckmann 1992:214).

⁸ „Um einem Diskurs Dominanz zuzuschreiben, sollte man erwarten, dass er fünf Merkmale aufweist, die in der Praxis verflochten sind: Seine begriffliche Struktur sollte sparsam, um nicht zu sagen einfach sein; innerhalb der kommunikativen Strukturen sollte er eine Monopolstellung einnehmen. Er sollte in der Anwendung flexibel sein und die größtmögliche ideologische Plastizität besitzen. Schließlich sollte er etablierten institutionellen Zwecken dienen können.“ (Baumann 1998b:296)

den „demotischen Diskurs“, der sich gegen die Vereinheitlichung von MigrantInnenpopulationen und gegen eine Gleichsetzung von „Kultur“ und „Community“ sträubt. Das „Community-Konzept“ darf nicht als Stereotypisierung von außen an angenommene einheitliche Kollektive herangetragen werden: „By stereotyping informants as ‚belonging to‘ or even ‚speaking for‘ a pre-defined community, one runs the risk of tribalizing people, instead of listening to them, and might end up studying communities of the researcher’s own making.“ (ders. 1998a:8). Wird der Versuch unternommen, die von den MigrantInnen selbst vorgenommenen Kategorisierungen nachzuvollziehen, zeigt sich, dass Gemeinschaft und Kultur von ihnen in aktiver Weise geschaffen werden:

„All these renegotiations of *culture* and *community* form part of what anthropologists conceive culture to be in the first place: a process of making and remaking collective sense of changing social facts, rather than some reified possession that [...] treats it as the ‚tagged and tied luggage of isolated groups‘.“ (ders. 1998a:189; Zitat von Yabsley 1990:135; kursiv im Original)

Die MigrantInnengemeinschaft im „demotischen Diskurs“: „Vorgestellte Gemeinschaften“ und „hybride Kulturen“

Ich verstehe unter einer „ethnischen Community“ in Anlehnung an Heckmann (1992) eine Gruppe von Menschen, die aus ihrem angestammten Territorium auswandert, um auf fremdem Territorium zu siedeln. Die Gruppe erhält ihre ethnische und/oder nationale Identität durch politische, ökonomische, religiöse und sozio-kulturelle Selbstorganisation aufrecht. Die Aufnahme oder Weiterführung innerethnischer Beziehungen in der „Community“ basiert dabei auf Freiwilligkeit und ist nicht an eine räumliche Einheitlichkeit des Siedlungsgebietes gebunden (Heckmann 1992:97ff.)⁹. Strukturelemente von „ethnischen Communities“ können Verwandtschaft, Vereine, religiöse Gemeinden, politische Organisationen, ethnische Medien, eine ethnische Ökonomie sowie informelle Strukturen der Geselligkeitspflege sein. Die „Communities“ bilden sich entweder als „Verpflanzung“ und Fortsetzung von sozialen Beziehungen, die bereits in der Herkunftsgesellschaft existierten, oder sie entstehen als institutionelle Antwort auf die Bedürfnisse der Einwanderer im Aufnahmeland (ebd.). Zumindest der ersten Generation von MigrantInnen dienen sie als „Auffangstation“ und haben die psychologische Funktion eines „Identitätsankers“ (Treibel 1990:136ff.).

Es ist wichtig zu betonen, dass die „ethnischen Communities“ kein bloßes Abbild der jeweiligen Herkunftsgesellschaft und keine „objektiven“ Einheiten sind. Die MigrantInnen verknüpfen die gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Beziehungen im Aufenthalts- und im Herkunftsland sowie in den Aufenthaltsländern von MigrantInnen

⁹ Dies steht im Gegensatz zu dem sogenannten „Ghetto“, in dem ethnische Gruppen zwangsweise segregiert und auf eine enge territoriale und soziale Einheit begrenzt werden.

gleicher Herkunft miteinander und schaffen so neue, transnationale soziale Räume, die geographische, politische und kulturelle Grenzen überschreiten (Glick-Schiller u.a. 1992:ix). Aus einer „transnationalen Perspektive“ betrachtet, stellt Migration somit keinen Bruch mit, sondern eine Ausdehnung von Heimat dar. Migration bedeutet, dass Leute gezwungen sind,

“to come to terms with the new cultures they inhabit, without simply assimilating to them and losing their identities completely. They bear upon them the traces of the particular cultures, traditions, languages and histories by which they were shaped ... [but] they are irrevocably the product of several interlocking histories and cultures belonging at one and the same time to several ‘homes’.”(Hall 1992:310)

Im Aufnahmeland findet eine -wie auch immer geartete- Auseinandersetzung mit den vorgefundenen gesellschaftspolitischen und kulturellen Bedingungen statt. „Communities“ gründen einerseits auf einem Bewusstsein der Gruppe von sich selbst (Selbstzuschreibung) und andererseits auf dem Urteil und der Zuschreibung von außen, d.h. von anderen Gruppen (Elwert 1989:33ff.; Banks 1996:133ff.). Ebenso entsteht Ethnizität als Produkt der Auseinandersetzung mit der Aufnahmegesellschaft gleichzeitig als Eingrenzung der eigenen Gruppe und als Abgrenzung von anderen Gruppen. Sie kann Voraussetzung für Gruppensolidarität wie für Gruppendiskriminierung sein (Apitzsch 1993:6ff.). „Ethnizität ist sozusagen die reflexive Form des strategischen Appellierens an eine imaginierte Abstammungsgemeinschaft“ (Ackermann 2002a:175). Der Stellenwert, den ein Individuum der ethnischen Identifikation zuspricht, hängt von dem Kontext ab, in dem sich die Person befindet. In manchen Situationen können beispielsweise soziales Geschlecht oder Klasse wichtiger sein als Ethnizität. Somit gibt es eine Vielzahl von Identitäten, die in unterschiedlichen Kontexten hervorgehoben werden: „So rather than being something innate and fixed, identity is something that is formed and transformed in relation to self-representation and reaction“ (Hall 2003:904).

„Communities“ sind also keine homogenen Gruppen, die durch klare Grenzen von der Außenwelt abgetrennt sind. Es handelt sich um intern heterogene, vielfältige und widersprüchliche Gebilde (Kien Ngi Ha 1999:33). Innerhalb von Gruppen gibt es geschlechtsspezifische, kulturelle, soziale, politische, religiöse, sexuelle, generationsbedingte und auch individuelle Differenzen (Nazroo/Karlsen 2000:383).

„Wie in den meisten Diasporas variieren die Traditionen von Person zu Person und manchmal sogar innerhalb einer Person; sie werden beständig variiert und transformiert im Verhältnis zu der jeweiligen Migrationserfahrung. Zwischen und innerhalb der verschiedenen Communities - zwischen verschiedenen Nationalitäten und linguistischen Gruppen, innerhalb von Glaubensgemeinschaften, zwischen Männern und Frauen und über Generationen hinweg - gibt es bedeutende Variationen, sowohl was die Intensität des Engagements, als auch was die Praxen selbst angeht.“(Hall 2004:201)

Interessanter als die Frage nach den „objektiven“ zwischen Gruppen bestehenden

Unterschieden, sind daher die Handlungen der Gruppenmitglieder und die Bedeutung, die sie den wahrgenommenen Unterschieden in einem bestimmten Kontext geben (Barth 1969:9ff.; Banks 1996:12ff.). Wichtig sind die subjektiven Erfahrungen der MigrantInnen als „social agents, who never simply enact culture but reinterpret and re-appropriate it in their own ways“ (Gupta/Ferguson 1997:4).

Durch ein „Erkennen der unterdrückten Differenzen“ (Kien Ngi Ha 2000:383) können homogen gedachte Konzepte wie „Ethnizität“, „Kultur“, „Tradition“ und „Community“ als soziale Konstrukte hinterfragt und durch die Begriffe der Differenz, Veränderung und Hybridität erweitert werden (ebd.). Homi Bhabha (1990, 94, 96) beispielsweise ist der Ansicht, dass MigrantInnen einen „Dritten Raum“ („an ‚interstitial‘ space“) schaffen. Dies ist ein Raum,

„that is sceptical of cultural totalization, of notions of identity which depend for their authority on being ‘originary’, or concepts of culture which depend for their value on being pure, or of tradition, which depends for its effectivity, on being continuous.“ (Bhabha 1994:190)

Es handelt sich um einen Raum, „in dem kulturelle Identitäten, Repräsentationen und Bedeutungen frei ausgehandelt werden können“ (Bräunlein/Lauser 1997:IX)¹⁰.

Auch Heimat wird zunehmend als mythische, symbolische Erfindung aufgefasst. Durch die Hervorhebung bestimmter Symbole entstehen Gemeinschaften in Auseinandersetzung mit und in Abgrenzung von der Umgebung. Ihre „Positionierung“ bedarf einer Legitimation hinsichtlich der Vergangenheit und der Zukunft. Als „imagined communities“ (Benedict Anderson 1983), also als „vorgestellte Gemeinschaften“, befinden sich „Diaspora-Communities“ in einem ständigen Wechselspiel zwischen Wandel, Wiederentdeckung (Tradition) und Neuerfindung (Rammert 2001:11)¹¹. Identitätskonstruktion, verstanden als interaktiver Akt des „Positionierens“, vollzieht sich innerhalb von Narrativen über die Vergangenheit und rekurriert auf eine bestimmte Auswahl von Erinnerungen, Phantasien und Mythen (Georgi 2003:27f.).

“Though they seem to invoke an origin in a historical past with which they continue to correspond, actually identities are about questions of using the resources of history, language and culture in the process of becoming rather than being: not ‚who we are‘ or ‚where we came from‘, so much as what we might become, how we have been represented and how that bears on how we might represent ourselves.” (Hall 2004:4)

¹⁰ Die Konzepte „Hybridität“ und „Dritter Raum“ müssen dem Vorwurf standhalten, wiederum schlicht eine andere „Kultur“ zu beschreiben und festzusetzen. Nichtsdestotrotz sind sie wichtige Ansätze, da sie versuchen, das zwischen den Kulturen Entstandene als kreative Qualität aufzuwerten (Penitsch 2003: 27ff.; Bräunlein/Lauser 1997:IX).

¹¹ Als „imagined community“ bezeichnet Anderson die Nation. Da diese keine „Face-to-face“-Gesellschaft ist, werden die unpersönlichen Beziehungen durch Symbole und Metaphern der Verwandtschaft umgewandelt und eine imaginierte Gemeinsamkeit der Mitglieder hergestellt (Anderson 1988; Haller, in: Ackermann 2002b:248).

Um nachzuvollziehen, wie Gemeinschaften entstehen und aufrechterhalten werden, ist es wichtig zu wissen, wie die Personen sich selbst definieren. Die KamerunerInnen, mit denen ich in Freiburg sprach, grenzen sich voneinander schematisch als StudentInnen (auf der einen Seite) und AsylbewerberInnen bzw. ArbeitsmigrantInnen (auf der anderen Seite) voneinander ab. Die StudentInnen gehen grundsätzlich davon aus, dass sie sich nur zeitweilig im Studienland aufhalten. Ihr Hauptziel ist es, eine gute Ausbildung zu erhalten und das Studium mit Erfolg abzuschließen. Die AsylbewerberInnen sehen sich als politische Flüchtlinge, die im Heimatland Kamerun aufgrund ihrer politischen Überzeugung verfolgt bzw. bedroht wurden. Die ArbeitsmigrantInnen haben ihre Herkunftsgesellschaft aus wirtschaftlichen Gründen verlassen und sind zum Zweck der Arbeitsaufnahme nach Europa gekommen. Wie ich im Verlauf der Arbeit zeigen werde, sind diese Selbst- und Fremd-Kategorisierungen jedoch schematisch. Sie werden instrumentalisiert und oft zu einem ganz bestimmten Zweck hervorgehoben.

Wie gehen Prozesse der Gruppenbildung in Freiburg vor sich? Um diese Frage zu beantworten, ist es sinnvoll, zunächst einen Blick zurück auf Kamerun, das Herkunftsland der MigrantInnen, zu werfen. Da mich in meiner Untersuchung auch die Frage interessierte, inwiefern Ethnizität bei der Gemeinschaftsbildung eine Rolle spielt, lege ich mein Hauptaugenmerk auf eine Erklärung der sich seit den 1980er Jahren verstärkenden Relevanz ethnischer Identifikationen in Kamerun.

2. Ethnische Rivalitäten in Kamerun: Das „anglophone Problem“, die „Bamiléké-Eindringlinge“ und die „faulen Béti“

Kamerun liegt am Übergang zwischen West- und Zentralafrika. Die Bevölkerung des Landes ist sehr jung. Etwa 42% der Bevölkerung sind weniger als 15 Jahre und nur etwa 3% mehr als 65 Jahre alt. Etwa ein Drittel der Bevölkerung lebt in Städten, zwei Drittel dagegen auf dem Land. Die beiden größten Städte des Landes sind die Hauptstadt Yaoundé im Zentrum mit rund einer Million und die Hafenstadt Douala mit etwa 1,5 Million Einwohnern, die das wirtschaftliche Zentrum der Republik darstellt. Aus den wirtschaftlich schwachen Regionen migrieren vor allem junge Männer in die landwirtschaftlich intensiv genutzten Plantagen- und Küstengebiete sowie in die großen und mittleren Städte. Diese Wanderungsbewegungen haben sich seit der Wirtschaftskrise in den 1980er Jahren verstärkt. Fast alle Städte des Landes sind heute Zentren, in denen Menschen aus den unterschiedlichen Regionen des Landes und mit unterschiedlichen Religionen zusammenleben. Als Verkehrssprachen dienen

unter anderem Fulfulde, Hausa und Pidgin-Englisch¹² (Africa South of the Sahara 1996:237; Schicho 2001; Mabe 2001:275; CIA Factbook 2005).

Sprachlich und kulturell ist Kamerun ein sehr heterogenes Land. Insgesamt gibt es über 200 unterschiedliche ethnische Gruppen. Die Einwohner sind zufrieden darüber, dass, im Gegensatz zu vielen anderen afrikanischen Ländern, Frieden herrscht. Trotzdem kam es in der Geschichte des Landes immer wieder zu gewalttätigen Auseinandersetzungen mit regionaler bzw. ethnischer Ausrichtung. Diese haben sich seit der anhaltenden Wirtschaftskrise, die Mitte der 80er Jahre begann, sowie der pluralistischen Öffnung im Land seit den 1990er Jahren, verschärft und werden inzwischen teilweise offen ausgetragen (Africa South of the Sahara 1996:234f.; Mabe 2001:276f.; Schicho 2001:70f.). Mouiche (1998) spricht von einer richtiggehenden „interethnischen Explosion“ zwischen 1991 und 1994.

Bestimmte Parteien werden heute mit bestimmten ethnischen Gruppen assoziiert¹³. Regime- und Oppositionspolitiker nutzen ethnische Identitätswürfe, um ihre Landsleute zu mobilisieren. Im öffentlichen Diskurs, in Essays und Zeitungsartikeln werden die verschiedenen Ethnien einander gegenübergestellt und die Hegemonie der einen oder anderen Gruppe beschworen (Mouiche 1998). Auch das verstärkte Auftreten ziviler und kultureller Vereinigungen kann man als Ausdruck ethnischer Rivalitäten betrachten¹⁴. Der Alltagsbereich ethnischen Konflikts äußert sich zudem in den zahlreichen vom Herkunftsdorf her definierten „associations d'élèves et d'étudiants“, „associations d'élites“ und „tontines“¹⁵ (Mehler 1993:94). Eine Abgrenzung findet vor allem gegenüber dem Westen Kameruns statt. Hier liegen die zwei anglophonen Provinzen, North-West und South-West, sowie die West-Provinz, Siedlungsraum der Bamiléké. Konflikträchtig ist auch die Aufspaltung des Landes in einen islamischen Norden und den christlichen Süden und Westen. Ich möchte im Folgenden ausschließlich näher auf den Konflikt zwischen anglophonen und frankophonen KamerunerInnen sowie zwischen Bamiléké im Westen und Béti im Zentrum des Landes

¹² Pidgin- und Kreolsprachen werden entwickelt, wenn Menschen mit unterschiedlichen Erstsprachen aufeinander treffen und zur Kommunikation einer Handels-, Arbeits- oder Hilfssprache bedürfen. Sie basieren auf einer europäischen, arabischen oder afrikanischen Basissprache und verfügen über einen gemischten Wortschatz und einer zunächst vereinfachten Grammatik (Gabriele Sommer 2001:496). In Kamerun wird Pidgin vor allem im anglophonen Teil, im Grasland (Province de l'Ouest) und in der Province du Littoral (Douala) gesprochen, wo es sich aufgrund von Handelsbeziehungen zur *lingua franca* entwickelt hat (Warnier 1993:58).

¹³ Schematisch: Béti wählen RDPC, Bamiléké und Anglophone SDF, Bamoun UDC, Bassa UPC, Fulbe und Kotoko UNDP, Kirdi und Choa-Araber RDPC usw. (Mouiche 1998). Die Tendenz einer „Ethnisierung“ der Politik geht auf die Amtszeit des Präsidenten Ahidjo zurück, der eine Quotenregelungen zur Einstellung in den Staatsdienst eingeführt hatte (Zognong 1998; Mehler 1993:62ff.).

¹⁴ Darunter die „Bewegung der Kirditude“ der „Kirdi“ im Grand Nord, „Essigan“ der Béti im Süden, „La'akam“ der Bamiléké in West-Kamerun, das „Cameroon Anglophone Movement (CAM) der anglophonen Minderheit und seit neuestem die „Sawa-Bewegung“ für die Verteidigung der Sawa-Minderheit (Zognong/ Mouiche 1998).

¹⁵ Eine „Tontine“ ist eine Spargruppe. Miaffo/Warnier unterscheiden zwei Arten von „Tontines“: „tontines de solidarité“ und „tontines d'affaires“. Bei den „tontines de solidarité“ zahlt regelmäßig jeder Teilnehmer eine bestimmte Summe Geld ein. Das zusammengetragene Geld wird abwechselnd oder nach dem Losverfahren jeweils einem Beteiligten ausgezahlt. Die „tontines de solidarité“ dienen vor allem dazu, Konsumgüter zu

eingehen, da ich diese Gruppen auch während meiner Feldforschung in Freiburg traf. Auf MigrantInnen aus dem Norden und Osten Kameruns stieß ich nicht.

In den zwei anglophonen Provinzen lebt etwa ein Fünftel der Gesamtbevölkerung (22%)¹⁶. Die gemeinsame Sprache und die gemeinsame Geschichte unter englischem Mandat liefern Voraussetzungen für eine „Anglo-Identität“ (ebd.:88). Die anglophonen Eliten fordern mehr Kontrolle über die eigenen Provinzen und eine stärkere Einbindung in die Politik des Landes. Laut Mehler (1993) ist die tatsächliche Benachteiligung der anglophonen im Vergleich zu anderen Provinzen, wie z.B. der Nord- oder West-Provinz, nicht von außergewöhnlichem Umfang. Die Wahrnehmung ist jedoch eine andere. Die Abgrenzung wird von Seiten der Mehrheit bereitwillig vollzogen. Die anglophone Minderheit wird mit dem Schimpfwort „Biafraner“ bedacht, was gleichbedeutend mit „Sezessionisten“ ist¹⁷ (Mehler 1993:80ff.; Zognong 1998; Mouiche 1998). Die Konfrontation zwischen anglophonen KamerunerInnen und frankophoner Zentralgewalt fand ihren ersten Höhepunkt, als nach der offiziellen Einführung des Mehrparteiensystems im Anschluss an die Aktion „villes mortes“ (ziviler Ungehorsam) Anfang 1991, die von unterschiedlichen Oppositionsparteien ins Leben gerufen worden war, bei der Gründungsveranstaltung der Oppositionspartei SDF (Social Democratic Front) 1991 in Bamenda sechs Personen erschossen wurden (Mehler 1993:90). Eine große Demonstrationswelle des „Cameroon Anglophone Movement“ (CAM), die von dem Regime mit Brutalität beantwortet wurde, verschaffte den anglophonen Forderungen internationale Öffentlichkeit. Das CAM fordert zwar keine Sezession, aber mehr Autonomie in Regierungsangelegenheiten (ebd.:91f.). Die Unabhängigkeit der englischen Provinzen hingegen fordert der Nationalrat von Südkamerun (Southern Cameroon National Council, SCNC). Die anglophonen Eliten sind jedoch auch untereinander zerstritten, was auf die unterhalb der gemeinsamen Identität vorhandenen Spaltungen der regional-linguistischen Minderheit verweist (ebd.:88).

Aufgrund ähnlicher soziokultureller Traditionen sowie Stigmatisierung von außen hat sich zwischen den Bamiléké und der anglophonen Minderheit der Nordwest- und Südwestprovinz ein gewisses Gemeinschaftsgefühl entwickelt (ebd.:78). Die Bamiléké sind die demographisch bedeutendste ethnische Gruppe in den Hochplateaus der West- und Nordwest-Provinz (Kameruner Grasland). Das Bamiléké-Land umfasst fünf Départements in der West-

erwerben. An den „tontines d'affaires“ hingegen beteiligen sich vor allem Geschäftsmänner, die entsprechend hohe Einkommen haben (Miaffo/Warnier 1993:56).

¹⁶ www.ethnonet-africa.org/data/camer/genpop.htm#ethni

¹⁷ Von 1967-1970 kämpfte die Igbo-Führungsschicht für eine Sezession des erdölreichen Gebietes Biafra in Süd-Nigeria von der Zentralregierung. Der Krieg kostete über 1 Mio. Menschen das Leben. (http://www.sozialwiss.uni-hamburg.de/publish/Ipw/Akuf/kriege/097_nigeria.htm)

Provinz, deren Provinzhauptstädte (gleichzeitig Chefferien¹⁸) Dschang, Bafoussam, Mbouda, Banganté und Bafang sind. Bei dem Begriff „Bamiléké“ handelt es sich um eine von den Europäern eingeführte Sammelbezeichnung, die zu Beginn die Bewohner in der Umgebung von Dschang benannte (ebd.:28ff)¹⁹. Die Bamiléké werden von Mitgliedern anderer ethnischer Gruppen gerne als „Eindringlinge“ („envahisseurs“) bezeichnet. Da einige Teile des westlichen Graslandes sehr stark besiedelt und die Felder oftmals gesättigt sind, herrscht ein großer Migrationsdruck (Tabapssi 1996:5). Dieser Druck wird durch soziokulturelle Faktoren der Bamiléké-Gesellschaft verstärkt. Die Unteilbarkeit des Erbes ist fester Bestandteil der Tradition der Bamiléké. Dies drängt vor allem die vom Erbe ausgeschlossenen Männer zur Migration (ebd.:6; Zognong 1998).

In den Gebieten, in die die Bamiléké einwanderten, haben sie Land erworben und in manchen Städten wie Douala und Yaoundé haben sie es geschafft, sich teilweise ganze wirtschaftliche Sektoren, wie zum Beispiel Handel, Transport oder den Hotelsektor anzueignen. Einige Geschäftsmänner haben beträchtliche Vermögen zusammengetragen (Miaffo/Warnier 1993:1). In der Literatur und in Alltagskonversationen werden die Bamiléké daher oft undifferenziert als besonders dynamisch, arbeitseifrig, sparsam und gut organisiert bezeichnet und dies wird auf eine „ethnische Essenz“ zurückgeführt (Mouiche 1998). Die Erklärung liegt jedoch in historischen, politischen und kulturellen Faktoren. Der erste Präsident Kameruns, Ahidjo, hat die Bamiléké im Namen der „nationalen Einheit“ während seiner Regierungszeit in wirtschaftlicher Hinsicht privilegiert behandelt, indem er ihnen den Zugang zu Lizenzen und Bankkrediten vereinfachte (Onana Onomo 1998). Zudem wird individueller Erfolg in der Bamiléké-Gesellschaft hochgeschätzt. Sozialer Status wird nicht durch die Geburt vergeben, sondern beruht auf der Initiative des Einzelnen (Mouiche 1998; Mehler 1993:72). Mit Geld können in der Heimatchefferie „Notablen“-Titel erworben werden, die Prestige verleihen (Miaffo/Warnier 1993:65ff). Um das schwerfällige kamerunische Bankensystem zu umgehen, werden „tontines“ ins Leben gerufen. So steht Geld schnell zur Verfügung und kann re-investiert werden. Dies wird oft mit einer monogamen Ehe in der eigenen ethnischen Gruppe verbunden, in der die Ehepartner das aufgebaute Unternehmen gemeinsam führen (ebd.:36ff). Selbst jedoch, wenn einige Geschäftsmänner beträchtliche Vermögen zusammengetragen haben, ist der überwiegende Teil der migrierenden Bamiléké arm geblieben (Mehler 1993:76). Bei den anderen Ethnien Kameruns weckt das Unternehmertum der Bamiléké dennoch die Angst, diese könnten zu der wirtschaftlichen auch noch die politische Vormachtstellung in Kamerun suchen. Angesichts dieser negativen Stereotypisierungen

¹⁸ Als „Chefferie“ wird sowohl die Residenz des Herrschers (*fo*) als auch die gesamte autonome staatliche Einheit bezeichnet (Hirsch 1987:83; Mabe 2001:276).

¹⁹ Laut Hirsch ist der Begriff „Bamiléké“ aus dem Dschang-Wort „bamekuo“ gebildet worden, das soviel bedeutet wie „die Leute, die in dem Gebiet der Täler wohnen“ (1987:29).

verstärkt sich in der Diaspora und vor allem in den Städten wiederum eine Identitätsbildung als „Bamiléké“ über Sportvereine, Sparvereine („tontines“) und weitgehend ethnisch homogene Stadtviertel (Mehler 1993:76-77).

Die Béti, neben den Bamiléké die größte ethnische Gruppe in Kamerun, sind etwa zwei Mio. Menschen²⁰, die um die Hauptstadt Yaoundé herum siedeln. Sie sind ohne Zentralgewalt in großen patrilinearen Lineages organisiert. Wichtige Béti-Untergruppen sind die Eton und die Ewondo. Neben den Douala waren die Béti die ersten Einheimischen, die mit den weißen Kolonisatoren in Kontakt traten. Durch die Wahl der Hauptstadt Yaoundé wurden die ersten Missionstationen und -schulen im Siedlungsgebiet der Béti gebaut. Durch den Bildungsvorsprung, vor allem der Ewondo, wurden diese verstärkt in der kolonialen Verwaltung eingestellt (Mehler 1993:79). Trotz der nach der Unabhängigkeit von Ahidjo eingeführten Quotenregelung für den Zugang zum Staatsdienst waren die Béti in der Verwaltung überrepräsentiert. Zudem vergab der Folgepräsident Paul Biya zunehmend strategisch wichtige politische Ämter an „seine Landsleute“ - Personen aus dem Zentrum und dem Süden (ebd.:83ff.). Dies führte bei anderen ethnischen Gruppen zu der Ansicht, die Béti hielten - „unverdientermaßen“ - die politische Macht in Händen. Da viele Béti in Yaoundé zudem ihr Land verkauft haben, werfen Vertreter anderer ethnischer Gruppen ihnen vor, sie seien faul und nicht in der Lage, ihr Land zu nutzen. Hinzu kommt der Vorwurf der Verschwendungssucht, der mit der bei den Béti traditionellen Praxis des „bilaba“ verbunden wird²¹ (ebd.:72).

Ob die Zugehörigkeit zu einer bestimmten ethnischen Gruppe bei kamerunischen MigrantInnen in Freiburg eine Rolle spielt, ist einer der Bereiche, der ich in der empirischen Untersuchung in Freiburg nachgegangen bin. Ich stellte mir folgende zentrale Fragen: Aufgrund welcher biographischen Faktoren werden Zugehörigkeiten geschaffen? Welche Funktionen haben die Gemeinschaften für die Personen? Durch welche Grenzen werden die Zugehörigkeiten aufrecht erhalten? Welche Rolle spielen Nationalgefühl und ethnische Identität in der Gruppenbildung? Wann werden welche Identitäten hervorgehoben bzw. zurückgewiesen?

²⁰www.ethnologue.com/show_country.asp?name=Cameroon

²¹ „Bilaba“ stellt den Versuch dar, einen Rivalen in der Domäne der Freigebigkeit zu übertreffen (Mehler 1993:72).

3. Die Phase der Migrationsentscheidung

Kamerunische MigrantInnen in Deutschland und Freiburg

Migration nach Europa hat in Kamerun eine lange Geschichte. Seit der Kolonialzeit schicken die Familien in Kamerun, die es sich leisten können, ihren Nachwuchs zur Ausbildung nach Frankreich und England und später auch in die ehemalige Sowjetunion. Durch das Prinzip der „indirect rule“ war dem Zurückgekehrten nach dem Aufenthalt im Land des Kolonialverwalters ein Posten in der Verwaltung und damit ein festes Gehalt sicher. Diese Tendenz blieb auch nach der Unabhängigkeit erhalten, da das unabhängige Kamerun die kolonialen staatlichen Strukturen übernahm (Bouly de Lesdain 1999:28). Die meisten BildungsmigrantInnen aus Kamerun entstammen den Provinzen Centre, Sud, Littoral und Ouest, da diese die höchsten Einschulungsquoten besitzen (ebd.:33). Internationale Bildungsmigration aus den Provinzen Nord und Extrême Nord hingegen ist relativ selten. Die regionalen Unterschiede verschwinden aber laut Bouly de Lesdain hinter einem „motif unificateur“ - die Diplome aus dem Ausland besitzen für alle einen hohen symbolischen Wert, da sie in ökonomisches Kapital verwandelt werden können:

„Dès lors, les différences locales, dues notamment aux structures sociales et à une position sur l'équichier national, s'effacent au profit d'une même recherche hégémonique et d'un processus de formation des élites. Ce motif unificateur - acquérir des richesses, symboliques et matérielles - dépasse les clivages ethniques.“(ebd.:35)

Durch die sich verschlechternde Wirtschafts- und Ausbildungssituation im gesamten Land seit Beginn der 90er Jahre haben die Arbeits- sowie die Bildungsmigration in wirtschaftlich besser gestellte Nachbarländer (z.B. Gabun) sowie nach Europa und Nordamerika zugenommen (Blaud 2001:126ff.). Deutschland als Zielland der Migration hat in den letzten Jahren eine Aufwertung erfahren. Als ich in Kamerun war, erhielt ich fast durchgehend wohlwollende Reaktionen in Hinblick auf mein Herkunftsland. In der Kolonialzeit hätten die Deutschen im Gegensatz zu den Franzosen in Kamerun investiert und stabile Bauten und Bauprojekte hinterlassen, so z.B. die Eisenbahnlinie. Zudem bewundert man die deutsche Automobilindustrie und stellt Gemeinsamkeiten zwischen Deutschen und KamerunerInnen fest: beide mögen Fußball und gutes Bier²². Dies führt zu einer Sympathie gegenüber Deutschen und zu einem Blick auf Deutschland als „entwickeltes“ Land. Diese Beobachtung kann auch auf der Homepage der Deutschen Botschaft in Yaoundé nachgelesen werden: „On enregistre au Cameroun un vif intérêt pour l'Allemagne actuelle, ce qui s'explique par les souvenirs souvent idéalisés que ce pays a gardé de l'époque coloniale allemande ainsi que par

²² Eigene Erfahrungen in Kamerun.

une grande admiration, dans la population pour les sciences et la technique allemandes“.²³

In der Bundesrepublik Deutschland sind die KamerunerInnen nach den GhanaerInnen (rund 24.000), den NigerianerInnen (rund 17.000) und den ÄthiopierInnen (13.700) mit 13.514 Personen die viertstärkste MigrantInnen-Gruppe aus Sub-Sahara-Afrika, gefolgt von den Staatsangehörigen der Republik Kongo und den TogoerInnen. Die deutliche regionale Verteilung und das Geschlechterverhältnis innerhalb der MigrantInnengruppen deuten auf spezifische Migrationsstrategien hin. Während die kongolesischen MigrantInnen vor allem auf Nordrhein-Westfalen konzentriert sind, sind die GhanaerInnen zahlenmäßig sehr stark in Hamburg vertreten. Die nigerianische Migration ist vor allem eine männliche, nur ein Viertel sind Frauen. Dies weist auf eine Arbeitsmigration aus Nigeria hin (siehe Anlage 2 und 3)²⁴. Die kamerunische Migration hingegen ist stark studentisch geprägt. 4.003 Personen, also etwa ein Drittel aller KamerunerInnen in Deutschland, sind StudentInnen. Von 1997 bis 2000 ist der Anteil kamerunischer Studierender an deutschen Hochschulen um 85% gestiegen. Der Grund liegt vor allem in einer Aufwertung Deutschlands als Studienort in Kamerun²⁵.

Asylanträge stellten im Jahre 2004 insgesamt 733 KamerunerInnen²⁶. Nach Informationen des BAMF (Bundesamt für Migration und Flüchtlinge) geben die meisten Antragsteller an, dass sie Mitglieder einer Oppositionspartei, vor allem der SDF (Social Democratic Front) oder der SCNC (Southern Cameroons National Council) seien. Aufgrund politischer Aktivitäten, wie z.B. der Teilnahme an Demonstrationen oder dem Verteilen von Flugblättern seien sie vom Staat verfolgt und von der Polizei inhaftiert bzw. in der Haft gefoltert worden. Das BAMF erkennt an, dass Aktivisten der SDF vom Staat verfolgt werden, das heißt, dass die „exponierte Teilnahme für diese Organisation im Heimatland [...] im Zusammenhang mit einer gewalttätigen politischen Demonstration“ zu Verfolgungsmaßnahmen führt. Eine Asylenerkennung erhalten jedoch nur die wenigsten, da sie „ihr Verfolgungsschicksal nicht glaubhaft machen können“. Oftmals geben sich Personen aus anderen Ländern Sub-Sahara-Afrikas zudem wohl fälschlicherweise als KamerunerInnen aus²⁷.

In Freiburg sind dieselben MigrantInnengruppen am stärksten vertreten wie auf gesamtdeutscher Ebene: Nigeria, Kamerun, Ghana und Togo. Nach den NigerianerInnen mit 145 Personen sind die KamerunerInnen in Freiburg mit 120 Personen die zweitstärkste

²³ http://www.jaunde.diplo.de/fr/06/Bilaterale__Kulturbeziehungen/Bilaterale_20Kulturbeziehungen.html

²⁴ „Ausländische Bevölkerung nach Staatsangehörigkeit“ und „Ausgewählte afrikanische Staatsangehörige nach Bundesländern“ am 31.12. 2003, Statistisches Bundesamt Wiesbaden, 2004; An dieser Stelle sei anzumerken, dass Statistiken mit Vorsicht zu genießen sind, da sie einen rein juristischen Ausländerbegriff zugrunde legen und beispielsweise eingebürgerte Personen nicht mit einschließen (Lentz 2003:47).

²⁵ http://www.bmbf.de/pub/internationalisierung_des_studiums.pdf

²⁶ Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, „Antrags-, Entscheidungs- und Bestandsstatistik“, Zeitraum 01.01.2004 - 31.12.2004; bereitgestellt von Pro Asyl am 8.Juni 2005 per E-mail.

²⁷ Einer E-mail eines Mitarbeiters des BAMF am 14. Juni 2005 entnommen.

Gruppe. Es fallen Unterschiede zwischen den vier genannten Gruppen ins Auge. Drei Viertel der NigerianerInnen in Freiburg sind Männer, die meisten zwischen 30 und 45 Jahre alt, zwei Drittel sind verheiratet. Bei den GhanaerInnen ist das Geschlechterverhältnis ausgeglichen und alle Altersstufen sind in Freiburg vertreten. Hingegen sind die KamerunerInnen in Freiburg zum größten Teil zwischen 18 und 30 Jahren und ledig. Dies weist auf eine temporäre Bildungsmigration aus Kamerun nach Freiburg hin. Wie bei den TogoInnen ist das Verhältnis Männer zu Frauen eins zu zwei (siehe Anlage 4, 5 und 6)²⁸.

An der Universität Freiburg sind die KamerunerInnen die größte Gruppe Studierender aus Afrika. Im WS 2004/05 waren 51 kamerunische StudentInnen eingeschrieben. Davon waren 28 männlich und 23 weiblich (siehe Anlage 7)²⁹. Aus Marokko gab es 39, aus Togo und Côte d'Ivoire je 12 StudentInnen. Belegt werden vor allem naturwissenschaftliche und betriebswirtschaftliche Studienfächer bzw. studienvorbereitende Sprachkurse (siehe Anlage 8)³⁰.

Gemeinsamkeiten und Unterschiede der befragten Personen

Ich sprach mit sieben frankophonen Studentinnen im Alter von 20 bis 23, die alle unverheiratet sind. Sie leben seit zwei bis fünf Jahren in Deutschland. Vier von ihnen bezeichnen sich als Bamiléké und sind in Douala aufgewachsen. Eine Studentin ist Ewondo und eine ist Bassa, beide sind in Yaoundé aufgewachsen. Die sechs männlichen Studenten, mit denen ich sprach, sind im Alter von 22 bis 32 Jahren. Sie leben schon unterschiedliche lang, nämlich von ein bis sieben Jahre, in Deutschland. Vier sind Bamiléké, davon sind wiederum drei in Douala aufgewachsen. Zwei Personen sind anglophon und haben nach dem Abitur in Yaoundé studiert. Marcus ist jetzt in Deutschland verheiratet und Mathew lebt in Trennung. Die Studienfächer meiner InterviewpartnerInnen sind Medizin(4), Forstwissenschaften(3), VWL(1), Informatik(1), Mikrosystemtechnik(1), Soziale Arbeit (1) und Englisch (1).

Zusätzlich habe ich mehrere Gespräche mit Jacqueline³¹, Ewondo aus Yaoundé, geführt. Sie ist 28 Jahre alt, Hausfrau, mit einem Deutschen verheiratet und Mutter von vier Kindern. Außerdem habe ich mit zwei Asylbewerbern, Roger (36) und Jean-Michel (32) gesprochen, beide Bamiléké, die in Douala bzw. in unterschiedlichen Städten der West-Provinz gelebt und gearbeitet haben. Diese drei nicht-studentischen KamerunerInnen habe ich vor allem befragt,

²⁸ FRITZ Freiburg Infos und Tabellen: Wohnbevölkerung nach Nationalität und Stadtbezirken am 31.12.2004.

²⁹ Studierendenstatistik WS 04/05: Studierende nach Nationalitäten, International Office der Universität Freiburg; Stand 19.11.2003.

³⁰ Die häufigsten Studienfächer von KamerunerInnen in Freiburg seit dem WS 1999/00 sind: Medizin, Informatik, Deutsch als Fremdsprache, Chemie, VWL und Mikrosystemtechnik (Studierende aus Kamerun seit WS 1999/00 bis WS 04/05; bereitgestellt vom International Office der Universität Freiburg).

³¹ Alle Vornamen wurden aus Gründen der Anonymität verändert.

um zu vergleichen, inwiefern sich ihre Erfahrungen von denen der StudentInnen unterscheiden.

Tabelle 1: Name, Herkunft, Wohnort, Aufenthaltsdauer und Alter der StudentInnen

Name (verändert)	Herkunftsort der Eltern	Wohnort in Kamerun	Aufenthaltsdauer in Deutschland	Alter
Jeanne	Westprovinz: Banjoun/ Banganté	Douala	zwei Jahre	21
Giselle	Westprovinz: Bafoussam	Douala	drei Jahre	22
Marie	Westprovinz: Bafang	Douala	zwei Jahre	22
Catherine	Westprovinz: Mbouda	Douala	fünf Jahre	23
Hélène	Centre: Bassa	Dorf (Bassa) & Yaoundé	drei Jahre	20
Alice	Centre: Ewondo	Yaoundé	zwei Jahre	22
Louis	Westprovinz: Banganté	Nkongsamba & Dschang	16 Monate - Zweitstudium	23
Jacques	Westprovinz: Banjoun	Douala & Banjoun	zwei Jahre - Masterstudium	31
Pierre	Westprovinz: Banganté	Douala	dreieinhalb Jahre	22
Matthias	Westprovinz: Bafang	Douala	sechs Jahre - Mastertudium	27
Marcus (verheiratet)	N-W-Province	Yaoundé	fünf Jahre	30
Mathew (geschieden)	S-W-Province	Yaoundé	sieben Jahre - Zweitstudium	32

Tabelle 2: Name, Herkunft, Wohnort, Aufenthaltsdauer und Alter der zusätzlich befragten Personen

Name (verändert)	Angegebener Herkunftsort	Wohnort in Kamerun	Tätigkeit	Aufenthaltsdauer in Deutschland	Alter
Roger	Westprovinz: Banganté	Douala	Asylbewerber	13 Monate	36
Jean-Michel	Westprovinz: Bafoussam	Douala & Bafoussam	Asylbewerber	14 Monate	32
Jacqueline (verheiratet)	Youndé: Ewondo	Yaoundé	Hausfrau	zwei Jahre	28
Simon	Westprovinz: Bamiléké	Douala, Dschang & Yaoundé	Doktorand; Gründer <i>ACAF</i>	eineinhalb Jahre	26
Antoine	Westprovinz: Banganté	Douala	Student; Präsident <i>ACAF</i>	zweieinhalb Jahre	23
Raoul	Westprovinz: Bafang	Yaoundé & Ngaoundéré	berufstätig; verheiratet; Gründer <i>ARC</i>	zweieinhalb Jahre	30

Alle meine GesprächspartnerInnen haben vor ihrer Ankunft in Deutschland lange in einer mittleren oder großen Stadt in Kamerun gewohnt. Bis auf drei (Hélène, Jeanne und Catherine) haben alle vor ihrem Aufenthalt in Deutschland an einem anderen Ort gewohnt als ihre Eltern. Von den Befragten kannten sich nur Giselle und Marie schon, bevor sie nach Freiburg kamen. Die beiden waren schon in Douala Freundinnen und kennen sich schon seit der Grundschule. Marie wurde in Deutschland von Giselle und deren Schwester empfangen. Die Tatsache, dass elf von 15 der Personen, die ich befragte, Bamiléké sind und zwei anglophon, ist, denke ich, durchaus repräsentativ für alle KamerunerInnen in Freiburg. Der Großteil der KamerunerInnen, die ich auf Festen und Versammlungen traf, stammte aus der West-Provinz oder aus den anglophonen Provinzen, viele sind in Douala aufgewachsen, einige in Yaoundé.

Die studentische Migration erfolgt aufgrund eingeschränkter Möglichkeiten im Heimatland. Die StudentInnen begründen ihre Entscheidung, im Ausland zu studieren vor allem mit den Engpässen in der Infrastruktur des Universitätssystems in Kamerun. Sie berichten, dass das Studium in ihrem Land sehr schwer sei. Es gebe dort zu wenige Universitäten. Diese seien zudem schlecht ausgestattet, überfüllt und zu wenig praktisch ausgerichtet. Jeanne erzählt:

„In Kamerun eigentlich gibt es nicht viele Wege, wenn du aus dem Gymnasium kommst, weil es gibt nicht so viele Universitäten. Es gibt weniger als zehn Universitäten in Kamerun. Und es gibt auch wenige .. mh Institute, wo man auch eine Ausbildung machen könnte. Und, ja, also die Gelegenheit, sich weiter auszubilden ist schon schwierig. Und die Universität ist sehr schwer. Und man muss viel Mut haben. Also ich habe viel Respekt für die Kameruner, die daheim studieren, weil es ist echt sehr streng. [...] Wir haben 14 Millionen Einwohner und in diesen 14 haben wir ungefähr sieben Millionen junge Leute. Und wie studieren diese Leute? Im Ausland hat man viel mehr Chancen, sein Leben in der Reihe zu kriegen, als daheim.“

Einige Studiengänge, wie zum Beispiel Medizin würden im ganzen Land lediglich an einer einzigen Universität angeboten. Das Auswahlverfahren für die Zulassung zu diesen Schulen sei dementsprechend schwer. Wer durch die Prüfung fiele, aber beispielsweise unbedingt Medizin studieren möchte, dem bleibe nur noch die Möglichkeit, zum Studium in ein anderes Land zu gehen.

Die StudentInnen bewerten Deutschland als Zielland der Migration in erster Linie in Abgrenzung zu anderen europäischen Ländern, vor allem zu Frankreich, positiv. Die Entscheidung, nach Deutschland zu gehen, trafen sie auf Anraten von Verwandten oder Bekannten, die sich in Deutschland oder Frankreich aufhielten oder noch aufhalten und zu einem Studium in Deutschland rieten.

Ein wichtiger Grund für die Wahl Deutschlands ist auch, dass das Studium fast nichts kostet. In England hingegen seien Studium und Lebenshaltungskosten im Allgemeinen sehr hoch und

in Frankreich seien die angesehenen Grandes Écoles sehr teuer³². Einige Befragte geben an, der Besuch einer Grande École hätte entweder eine zu hohe finanzielle Belastung für die Familie dargestellt. Manche zogen ihn nicht in Betracht, um künftig von den Eltern finanziell unabhängig zu sein und auf eigenen Beinen zu stehen. In Deutschland könne man zudem neben dem Studium arbeiten. Damit sei ein Erwerb von Autonomie gegenüber den Eltern gewährleistet. Vor allem für die jungen Frauen war der Erwerb von mehr Selbständigkeit ein wichtiger Grund für ein Studium im Ausland. Außerdem habe das deutsche Universitätssystem in Kamerun einen guten Ruf. Louis hebt hervor, dass man den Deutschen in Kamerun nachsage, sie seien streng und gründlich. Daher habe er erwartet, hier ein gutes Studium absolvieren zu können.

Pierre fand Deutschland schon immer interessant. Er sei als Junge einmal mit seinem Vater nach Deutschland gekommen und habe das Land gleich gemocht. Der Grund liegt für ihn vor allem in seiner Begeisterung für den Fußball. In seiner Heimat hätten ihn seine Freunde aufgrund seiner Faszination für Deutschland immer „German“ genannt. Nach Frankreich wollte er nicht gehen, da sich seiner Meinung nach das französische und das kamerunische Universitätssystem sehr ähneln. Für ihn aber war es eine Herausforderung, etwas anderes kennen zu lernen. Nordamerika als Studienort hat er abgelehnt, da die Distanz zu Kamerun sehr groß sei, so dass er kaum bis nie zu Besuch nach Hause hätte fahren können.

„Je me disais, si je dois quitter le Cameroun, je connais le système, c’est pratiquement la même chose en France et je me disais, à quoi ça sert alors de partir pour aller faire la même chose. Non je préfère aller là où je vais changer, même si ça va être difficile de m’adapter mais moi, ça va changer.“ (Pierre)

Die studentische Migration wird vor allem als Möglichkeit gesehen, einen guten Studienabschluss zu erwerben. Die MigrantInnen haben ihr Land und ihre Familie mit dem präzisen Ziel verlassen, in Deutschland zu studieren und einen guten Abschluss zu machen.

„C’est vrai que quand je suis parti je m’attendais à quelque chose ici. Quand je quittais le Cameroun c’était pour les études, à cent pour cent. Je savais que je suis parti à cause des études.“ (Pierre)

Für den Erhalt eines Visums für Deutschland muss eine Sprachprüfung (Deutsch als Fremdsprache bzw. Deutsch für den Hochschulzugang) abgelegt werden. Vier StudentInnen gaben an, Deutsch als zweite Fremdsprache in der Schule gelernt zu haben. Die anderen haben Deutschkurse an Sprachschulen in Douala oder in Yaoundé besucht. Die Prüfung legten die meisten im Goethe-Institut in Yaoundé ab. Zudem muss für den Deutschlandaufenthalt eine finanzielle Absicherung gewährleistet sein. Entweder übernehmen

³² In Frankreich gibt es einerseits die staatlichen Universitäten und andererseits die Grandes Ecoles. Letztere sind teure Eliteschulen. Dass für die Zulassung zu den Grandes Ecoles auch sehr schwierige Aufnahmeprüfungen abgelegt werden müssen, haben meine GesprächspartnerInnen nicht erwähnt.

Verwandte oder Bekannte in Deutschland die Verantwortung für die MigrantInnen oder die MigrantInnen selbst bzw. deren Eltern hinterlegen eine Kautions. Angegeben wurde ein Betrag von drei Mio. FrancCFA, also etwa 4000€ Die meisten StudentInnen zählen ihre Eltern zur Mittelschicht, zwei (Pierre und Jacques) zur gehobenen Schicht. KeineR wird durch ein Stipendium gefördert. Sie erzählen, dass normalerweise die ganze Familie, das heißt Eltern, Onkel und Tanten, zusammenlegt, um das nötige Geld aufzubringen und das Kind ins Ausland schicken zu können.

Jeanne und Hélène hat zudem die Neugierde und die Lust, etwas Neues zu entdecken und kennen zu lernen, nach Deutschland geführt:

„Ich wollte einige Leute von anderen Ländern treffen. Weil ich wusste, dass es in Deutschland viele Ausländer gibt. Also ich wollte andere Leute von anderen Kontinenten, von anderen Städten und so kennen lernen. Das war nicht der erste Grund, also .. der erste Grund war zu studieren. Und ich hab schon eine Familie hier, also Familie kann man nicht sagen, aber Verwandte und Freunde und das war leichter für mich. Und ich wollte auch eine Erfahrung irgendwo haben. Also irgendwo, also egal wo eigentlich. Ich wollte nur eine Erfahrung außerhalb dem Land machen. Und das hat mich hergeführt.“ (Jeanne)

„Wie ich herkam, das ist eigentlich schon von Kindheit her. Ich wollte immer irgendwo hingehen, irgendwo anders hin als Kamerun. Also, ich hatte immer dieses Streben nach etwas anderem.“ (Hélène)

Mathew kam nach Deutschland, da er in Kamerun keine Anstellung fand. In Freiburg nahm er daher ein weiterführendes Studium auf. Er hofft, durch die Zusatzqualifikation später zu Hause leichter eine Arbeit zu finden. Auch Matthias hat hier wieder ein Studium aufgenommen. Die Weiterbildung stuft er als Herausforderung ein:

„Ich bin nach Deutschland gekommen wegen meinem Studium, und die Grundidee war eine neue Herausforderung, weil ich schon zu Hause ein gleichwertiges Diplom ‚Bachelor‘ in Mathematik hatte und nach einem Jahr als Aushilfskraft, als Mathematiklehrer in der 11. und 13. Klasse, habe ich mich entschieden, dass ich nach Deutschland zum Studieren möchte.“

Marie gibt an, den Auslandsaufenthalt von vornherein als temporär betrachtet zu haben. Sie hat ihr Land mit dem Gedanken verlassen, hier ihre Mission, das Studium, zu erfüllen und so schnell wie möglich wieder dorthin zurückzukehren.

„Ich wusste ganz bestimmt .. , es gab einen Zweck, warum ich hierher geflogen bin. Auf französisch, ja? Je me dis, voilà j’ai une mission à faire. Je ne voulais pas faire [Studienfach] au Cameroun. Je mes suis dit, voilà, mhm, je veux aller en Allemagne. Je vais comme en mission quoi. C’est vrai, mes parents connaissaient déjà ce que c’est la vie en Europe. J’avais pas de famille ici. Je savais que ça n’allait pas être facile,   a allait être apprendre au sérieux. Et quand je partais, voilà ça fait toujours mal de quitter les gens qu’on aime, de quitter sa famille. Mais bon, tu te dis, voilà je vais pour un but précis et je vais faire ce que je suis venue faire le plus vite que possible. Terminer sa mission et rentrer quoi. C’était pas facile. Je suis enfant unique, mes parents c’était pas évident. On a su que

c'était le mieux pour moi et voilà le sacrifice devait être fait.“ (Marie)

Die beiden Asylbewerber haben Kamerun nach eigenen Angaben verlassen müssen, da sie die Oppositionspartei SDF unterstützt haben und deshalb von der Regierungspartei RDPC bedroht worden sind. Roger, ehemals Journalist in Douala, sagt, er habe in den Artikeln, die er schrieb, zu offensichtliche Kritik an der RDPC geübt. Er floh im Oktober 2003 nach Deutschland. Bei Untersuchungen wurde bei ihm eine Krankheit festgestellt, woraufhin er einige Monate im Krankenhaus verbrachte. Er wird hier aufgrund seiner Krankheit geduldet. Jean-Michel, 32, war in Kamerun bei einer Baufirma tätig, die vor allem im Westen Kameruns öffentliche Straßen baut. Er erzählt, er habe sich in der Opposition engagiert und sei eines Tages beim Kleben von SDF-Plakaten gefilmt worden. Daraufhin sei ihm das Arbeiten und Leben in Kamerun von Seiten der Regierung unmöglich gemacht worden. Er habe keine staatlichen Bauaufträge mehr bekommen und habe auch keine andere Arbeit mehr gefunden. Deshalb sei er nach Deutschland geflohen. Im Oktober 2003 sei er als Asylbewerber am Flughafen in Stuttgart angekommen. Nach zweimonatiger Unterbringung in einem Asylbewerberheim in Karlsruhe wurde er im Dezember 2003 in ein Heim in der Umgebung von Freiburg überführt. Deutschland haben die beiden als Zielland gewählt, da sie es als einen sicheren Ort erachteten. In Frankreich seien Spione der kamerunischen Regierung häufig.

Marcus, ein verheirateter anglophoner Student, der auch als Asylbewerber nach Deutschland kam, erzählt sehr eindrücklich, wie er nach der Beteiligung an Demonstrationen gegen Studiengebühren in Yaoundé Anfang der 90er Jahre und später noch einmal 1997 von der Polizei eingesperrt worden sei. Die Regierung habe vermutet, dass er und seine Komilitonen von Oppositionsparteien angestiftet worden seien, obwohl die Demonstrationen mit diesen nichts zu tun gehabt hätten. Als Asylbewerber kam er nach Göttingen. Die Grenzkontrollen am Flughafen und das unfreundliche Verhalten der Beamten ihm gegenüber empfand er als sehr erniedrigend. Unterstützt wurde er in Deutschland von verschiedenen Menschenrechtsorganisationen wie The Voice und Amnesty International. Erst nach seiner Heirat erhielt Marcus die Aufenthaltserlaubnis.

Jacqueline gibt als einzige an, auf der Suche nach Arbeit nach Europa gekommen zu sein. Sie ging nach Paris, weil sie von einem besseren Leben träumte. Dort lernte sie ihren jetzigen Ehemann kennen, mit dem sie nach Freiburg zog. Jacqueline erzählt, dass sich die Lebenssituation in Kamerun nach der Wirtschaftskrise Anfang der 90er Jahre verschlechtert habe. Die Leute, die nach einem Auslandsaufenthalt nach Kamerun zurückkämen, würden durch ihre Erzählungen in den anderen das Verlangen wecken, auch das Land zu verlassen. Die Migration nach Europa und Nordamerika werde als eine Möglichkeit gesehen, Arbeit zu finden und Geld zu verdienen. Sie spricht jedoch von der Migration als einem temporären

Projekt, bei dem die Hoffnung auf eine Rückkehr ins Heimatland stets bestehen bleibe:

„Je suis venue parce que j’ai cherché du travail. C’est normal. Tous les émigrés cherchent du travail. [...] A l’époque, quand j’étais petite, .. il y avait pas beaucoup de gens qui venaient en Europe. C’était même pas un rêve dans la jeunesse, je pense, mais bon. Mais quand il y a eu les premières crises en 1990, tu commences à rêver d’une vie meilleure. Quand les gens, ils reviennent, ils disent, tel endroit est bien, on peut y travailler, avoir des sous, évidemment, tu vas rêver partir là-bas. Mais pas particulièrement en Europe. Les Etats-Unis et tout ça. Mais oui. On rêve là où on peut mieux travailler. Etre bien. Evidemment on a toujours dans la tête de rentrer un jour. Pour dire vrai, c’est ce que je pense, la vie est encore mieux au Cameroun. Si tu as des sous quoi. Si tu n’a pas tu es la personne la plus malheureuse.“

Bedeutung der Anwesenheit von Verwandten und Bekannten in Deutschland

Eine zentrale Rolle bei der Wahl Deutschlands als Aufenthaltsort spielt die Anwesenheit von Verwandten bzw. Bekannten in Deutschland. Bis auf Marcus, der als Asylbewerber hierher kam, gaben alle StudentInnen an, die Entscheidung, nach Deutschland zu kommen basiere auf dem Rat von Verwandten, die in Deutschland lebten, oder wurde zumindest von deren Anwesenheit beeinflusst. Fünf StudentInnen (Hélène, Matthias, Louis, Pierre und Mathew) kamen direkt von Kamerun nach Freiburg und wurden hier von Verwandten bzw. guten Freunden empfangen. Jeanne, Giselle, Marie, Alice und Catherine wurden von Verwandten bzw. Bekannten in einer anderen deutschen Stadt als Freiburg in Empfang genommen, Jacques von seiner Ehefrau. Als Städte wurden zweimal München, zweimal Clausthal, einmal Frankfurt und einmal Karlsruhe genannt. Bei den Verwandten lebten die Befragten ein halbes bis ein Jahr, besuchten einen Deutschkurs, legten die Sprachprüfung für den Hochschulzugang ab und bewarben sich für einen Studienplatz.

Jeanne und Marie betonen, wie sehr ihnen die Tatsache, Bekannte oder Verwandte um sich zu haben, die erste Zeit in Deutschland erleichterte:

„Also, ich bin nach Deutschland gekommen, weil zuerst, ich habe Verwandte hier, eine Cousine, einen Cousin, und das war einfacher für mich. [...] Mhm, zuerst, also als ich in G-Stadt³³ war, wohnte ich bei meinem Cousin, und das war sehr leicht, weil er schon einiges kennt und, ja, der Weg war einfacher. [...] Und ich hab schon eine Familie hier. Also Familie kann man nicht sagen, aber ich habe Verwandte hier und Freunde und das war leichter für mich.“ (Jeanne)

„Quand je suis arrivée j’avais quand même la chance .. , je suis arrivée chez la sœur de Giselle, Giselle y était déjà aussi. La relation avec Giselle .., je la connais quand même depuis, nos familles se connaissent très bien. Et voilà, ça fait que je me sentais pas seule. J’étais avec elle. Et alors on est comme des sœurs.“ (Marie)

Die beiden Asylbewerber hingegen geben an, bei ihrer Ankunft hier keine Bekannten oder Verwandten gehabt zu haben.

³³ Städtenamen in Deutschland habe ich verändert, um die Anonymität der GesprächspartnerInnen zu gewährleisten.

„Quand je suis arrivé ici tout était nouveau. Toute personne que je rencontrais était nouveau parce que depuis que je suis ici en Allemagne je n'ai jamais vu quelqu'un que j'ai vu au Cameroun. Tout a été nouveau.“ (Jean-Michel)

„Comme en mission...“

Zusammenfassend kann man festhalten, dass seit der Wirtschaftskrise zu Beginn der 1990er Jahre immer mehr KamerunerInnen ins Ausland gehen wollen. Meine InformantInnen hatten unterschiedliche Gründe, nach Deutschland zu kommen. Ein sehr wichtiger Faktor bei der Wahl des Aufenthaltsortes war der Rat von Verwandten und Bekannten, die sich in Deutschland aufhalten oder aufgehalten haben, das Land kennen und die Lebenssituation hier einschätzen können. Der Großteil meiner GesprächspartnerInnen wurde auch von Verwandten oder Freunden in Deutschland empfangen. Man kann von einer „Kettenwanderung“ (Heckmann 1992:99) sprechen. Meine InformantInnen nutzten für ihre Migration soziale Beziehungen zu bereits aus dem Herkunftsland Ausgewanderten, vor allem Verwandtschaft, (frühere) Nachbarschaft und Freundschaft. Deutschland als Zielland der Migration hat im Gegensatz zu Frankreich in den letzten Jahren eine Aufwertung erfahren.

Die Gründe für die Migration nach Deutschland sind vielfältig. Eine große Rolle spielen eingeschränkte Möglichkeiten im Bildungs- sowie im beruflichen Bereich. Die StudentInnen erwarteten in erster Linie, sich durch die Aufnahme bzw. Weiterführung eines Studiums in Deutschland eine berufliche Zukunft aufbauen zu können, sich auf persönlicher Ebene weiter zu entwickeln und von den Eltern unabhängig zu werden.

Der Abschied von der Familie und der Heimat fiel allen sehr schwer. Die Hoffnung auf Sicherheit und auf ein besseres Leben bzw. die Aussicht auf ein gutes Studium wogen den Schmerz, die Heimat zu verlassen, etwas auf. Auch die Tatsache, in Deutschland von Verwandten oder Bekannten empfangen zu werden, machte das Weggehen für die meisten etwas leichter. Vor allem von den StudentInnen wurde der Aufenthalt vor der Abreise als eine Art „Mission“ gesehen, die es zu erfüllen gilt, bevor man zurückkehren kann.

4. Die Anfangszeit: Ankunft und erste Eindrücke der MigrantInnen

Ankunft und Wohnungssuche

Jeanne, Giselle, Marie, Alice, Catherine und Jacques hat die Studienplatzvergabe bzw. der Erhalt eines Studienplatzes nach Freiburg geführt. Zuvor hatten sie in einer anderen Stadt in Deutschland gelebt und dort einen Sprachkurs besucht. Von diesen sechs hatten bis auf Catherine alle bei ihrer Ankunft in Freiburg einen kamerunischen Ansprechpartner. Im vorigen Aufenthaltsort hatten sie Verwandte und Bekannte gefragt, ob diese jemanden in Freiburg

kennen würden. Marie und Jeanne erklären:

„Also bei uns ist das so: Ich hatte den Platz hier bekommen, und dann ruft man immer .., o.k., die Schwester von Giselle hat auch Freunde und so. Sie hat ihre Freunde angerufen: ‚Ich kenne jemanden, der unbedingt nach Freiburg muss, kennt ihr Leute dort?‘ Und deswegen hatte ich hier auch jemanden, für die ersten Tage sozusagen.“ (Marie)

„Ja, es gab schon Bekannte und eigentlich, mhm, die Freundin, die mir, .. mhm, geholfen hat, war eine Cousine von (Lachen) einem Freund, und so. Es gibt immer diese Beziehungen. Wenn Du niemanden in einer Stadt kennst, dann kannst Du immer jemanden anrufen und fragen, ob er schon Kontakte mit anderen Leuten in dieser Stadt, wo du wohnen möchtest, hat, und dann, es gibt immer jemanden, der jemanden (Lachen), also, der andere Leute in einer anderen Stadt kennt, also es gibt immer diese Beziehungen.“ (Jeanne)

Jeanne, Giselle, Marie und Jacques konnten zu Beginn bei ihren kamerunischen Bekannten wohnen und sich in dieser Zeit um einen Platz im Studentenwohnheim bewerben, den sie nach einigen Monaten erhielten. Alice hatte sich schon vor ihrer Ankunft in Freiburg um eine Wohnung bemüht. Doch gab es Probleme bei der Schlüsselübergabe, Alice konnte die Vermieterin nicht erreichen. Die ersten Wochen musste sie daher bei einer Kamerunerin übernachten, die sie auf der Straße angesprochen hatte, bevor sie in ihre eigene Wohnung ziehen konnte. Auch Catherine hatte zunächst keine Unterkunft, als sie nach Freiburg kam, und sie kannte niemanden in der neuen Stadt. Ihr Bruder, bei dem sie in T-Stadt gewohnt hatte, begleitete sie nach Freiburg. Auf der Straße sprach er ein Mädchen aus Togo an und fragte es, ob Catherine vielleicht zunächst bei ihm im Zimmer wohnen könnte. Das Mädchen erklärte sich einverstanden. Catherine erzählt, wie einsam und traurig sie sich fühlte, als ihr Bruder anschließend wegfuhr und sie zurückgelassen habe. Den ersten Monat konnte Catherine bei der togolesischen Bekannten wohnen, bis sie ein Zimmer bei einer älteren Frau fand. Diese habe ihr jedoch schon nach drei Tagen plötzlich mitgeteilt, dass sie Catherine nicht mehr bei sich wohnen haben wolle. Catherine hält als Grund dafür Vorurteile ihr gegenüber für wahrscheinlich. Catherine musste zurück zu der Bekannten, bei der sie zuvor gewohnt hatte. Als diese einen Studienplatz in einer anderen Stadt bekam, konnte Catherine ihr Zimmer übernehmen, wo sie jetzt noch wohnt. Auch Louis und Marie geben an, während der Wohnungssuche aufgrund ihrer Hautfarbe mit Vorurteilen konfrontiert gewesen zu sein.

Hélène, Matthias, Louis, Pierre und Mathew verbrachten die Anfangszeit bei ihren Verwandten oder Freunden, aufgrund deren Anwesenheit sie nach Freiburg gekommen waren. Hélène wohnte zunächst bei ihren Bekannten. Währenddessen absolvierte sie einen Sprachkurs. Anschließend arbeitete sie ein Jahr als Au Pair. In dieser Zeit lernte sie einen deutschen Studenten kennen, mit dem sie dann eine WG gründete. Matthias hatte bei seiner Ankunft in Freiburg einen Platz im StudentInnenwohnheim, den sein Freund für ihn reserviert hatte. Louis, Pierre und Mathew wohnten bei ihren Verwandten, bis sie in ein Zimmer im

Wohnheim bzw. in einer WG zogen. Zur Zeit der Interviews wohnten sieben StudentInnen im Wohnheim, drei in einer privaten Wohngemeinschaft und eine alleine in einer Mietwohnung. Marcus und Jacqueline lebten von Beginn an mit ihren EhepartnerInnen zusammen.

Die beiden Asylbewerber Roger und Jean-Michel wurden nach Freiburg überwiesen. Roger erzählt, alle KamerunerInnen, die in Baden-Württemberg ankämen, würden zunächst nach Karlsruhe geschickt, bevor sie auf unterschiedliche andere Städte verteilt würden. Die beiden sind in Asylbewerberheimen im direkten Umkreis von Freiburg beherbergt.

Erste Eindrücke und Erfahrungen

Die erste Zeit in Deutschland war von vielen neuen Eindrücken geprägt. Die neuen Umstände, die unbekannte Umgebung, die Abwesenheit der Familie, die Kälte und die Gewohnheiten der Leute verunsicherten zunächst. Jeanne erzählt von der Enge, die sie empfand, als sie in den ersten Monaten bei ihrer Freundin wohnte, eine Erfahrung, die sie aber als „gut“ bezeichnet:

„J³⁴: Aber es gab immer dieses Problem mit dem Wohnen. Also ich habe ungefähr fünf Monate bei meiner Freundin gewohnt. Weißt Du, weil bei uns es ist so, dass die Wohnungen sind groß und (Lachen) es gibt viel Platz, um durchzulaufen und so was. Und hier es ist ein bisschen eng, und wenn man in einem Zimmer wohnt, also mit einem anderen, es ist schon (Lachen) schwierig, weil es gibt immer diese .. Konfrontation. Und man muss immer sich an .. wie sagt man das, immer...?

S: Sich anpassen, oder...?

J: Ja, sich anpassen, an die anderen, ja. Aber, naja, das war schon eine gute Erfahrung, weil meine Freundin war schon nett.“ (Jeanne)

Jeanne sagt, dass sie am Anfang von den Preisen verblüfft gewesen sei, da im Vergleich zu ihrer Heimat hier alles sehr teuer sei. Zudem fiel ihr auf, dass hier alles mit Häusern bebaut sei, und es nur wenige freie Plätze gebe. Dadurch fühlte sie sich eingeengt.

„Das erste Mal, als ich in Europa oder in Deutschland war, hatte ich den Eindruck, dass es zu viel Gehäuse gab, .. so, es gab keine freien Plätze, nix, also nur Häuser, einige Bäume, Häuser, Häuser, Häuser, es war nur Beton. Und das war schon, mhm, also das erste Mal ich habe mich schon gefragt, was mache ich hier (Lachen), weil das war anders als in Afrika, eigentlich.“ (Jeanne)

Hélène ist im Winter in Freiburg angekommen. Sie sagt, dass sie die ersten eineinhalb Monate aufgrund der Kälte kaum die Wohnung verlassen habe. Auch Alice fühlte sich zu Beginn unwohl. Sie hatte Probleme mit der Nahrung, die sie auf das darin enthaltene Mehl zurückführt. Sie musste einen Arzt aufsuchen, der ihr Medikamente verschrieb. Alice gewöhnte sich in Deutschland schnell an, mit Messer und Gabel zu essen, um andere nicht zu beleidigen. Pierre erzählt von seiner „Nostalgie“ am Anfang. In den ersten drei Wochen habe er seine Familie stark vermisst. Dies habe sich gebessert, als er begann, die deutsche Sprache

³⁴J steht für Jeanne, S für Stefanie, meinen Namen.

etwas besser zu beherrschen. Jacques erster Eindruck von Deutschland war der eines entwickelten Landes: „Tout à fait, les habitudes ont changé. L'Allemagne est un pays développé. Tout est un peu bien tracé“.

Viele meiner GesprächspartnerInnen hoben zudem hervor, ihnen sei zu Beginn aufgefallen, dass die Leute in Deutschland zurückhaltend, abweisend und wortkarg seien. Manche interpretierten dies als Unfreundlichkeit und als Zeichen, hier nicht erwünscht zu sein.

Erste Kontakte zu deutschen StudentInnen

Für die kamerunischen StudentInnen war das Wohnheim eine erste Möglichkeit, mit Deutschen in Kontakt zu treten. Was jedoch auffällt ist, dass die Befragten die Bekanntschaften dort als sehr oberflächlich beschreiben. Vor allem zu Beginn waren sie irritiert vom Verhalten ihrer MitbewohnerInnen. Treffe man sich in der Küche, grüße man sich nicht. Jeder tue, was er zu tun habe, und gehe dann wieder auf sein Zimmer. Die kamerunischen StudentInnen fühlten sich daher nicht willkommen.

Mathew erzählt von abendlichen Versammlungen in seinem Wohnheim. Manchmal sei er etwas später dazu gestoßen. Er habe dann die anderen begrüßt, jedoch keine Antwort erhalten. Zudem hat er manchmal komische Blicke bemerkt. Es schien ihm so, als sagten diese Blicke: „Warum ist der hergekommen? Was will der hier?“. Hinzu kamen die Fragen der anderen BewohnerInnen: „Wann bist Du hergekommen?“, „Wieso bist Du hergekommen?“, „Wie lange willst Du hier bleiben“ und abschließend immer die Frage „Und nach Deinem Studium, willst Du wieder heim fliegen?“ oder „ganz brutal“: „Ja .., und nach Deinem Studium, wann fliegst Du wieder zurück?“. Gleichzeitig hatte er das Gefühl, diese Fragen würden nur den AfrikanerInnen gestellt, nicht den anderen ausländischen Studierenden. Das hat ihn verletzt und gab ihm das Gefühl, hier nicht willkommen zu sein.

Ebenso beschreibt Matthias die Kontaktaufnahme zu deutschen StudentInnen als schwierig. Im Gegensatz dazu sei es einfach gewesen, andere „Ausländer“ kennen zu lernen. Die ersten Bekanntschaften, die er im Wohnheim machte, waren vor allem solche mit anderen AfrikanerInnen.

„S: Wie war es für Dich, Leute kennen zu lernen?“

M: Es war nicht so schwer, würde ich sagen. Warum? Weil ich schon jemanden von zu Hause kenne und in meiner WG habe ich auch jemanden aus Togo kennen gelernt, und es gab so gute Beziehungen und so, wir haben uns auch gut verstanden, und in meiner WG auch gab es einige Leute, mit denen ich klar komm, von daher sage ich, es war nicht so schwer, im Vergleich, von was ich gesehen habe und gehört habe, also, es war nicht so schwer, würd ich schon sagen, mhm. [...] Also im Wohnheim hab ich vor allem viele Leute kennen gelernt und in der Sprachschule hab ich auch einige Leute kennen gelernt, aber das war nicht so intensiv, also „guten Tag“, „guten Tag“, mhm, mehr war das nicht. Aber im Wohnheim, WG, also war wirklich gut. Ich hab viele Leute dort

kennen gelernt. [...] Es war einfacher, andere Ausländer kennen zu lernen, besonders die aus afrikanischen Ländern. Das war einfach, die kennen zu lernen. Also, ich mach keine Vorwürfe bei den anderen, aber wenn man in einem Land ankommt, die erste Sache, versucht man, zu den anderen zu gehen, und wer mitmacht, macht man zusammen einfach mit. Mehr nicht.“ (Matthias)

Auch an der Universität war es für die StudentInnen zu Beginn schwer, in Kontakt mit den deutschen KommilitonInnen zu treten. Wenn man selbst auf die anderen zuginge, würden sich Gespräche ergeben, doch sei es sehr selten, dass die deutschen StudentInnen den ersten Schritt machen. Giselle erklärt:

„Nous sommes pas pareil quoi, les Allemands sont reculés et les Camerounais sont beaucoup plus ouverts. Et j’ai vraiment remarqué au début quand j’étudiais, quand tu vas vers eux ils, ils sont très ouverts, ils causent et tout, mais c’est difficile qu’ils viennent vers toi. Quand tu vas vers eux le dialogue passe, le dialogue passe. Mais bon c’est très difficile quoi, très difficile.“

Catherine hat in den Kursen an der Universität kaum Freunde gefunden. Sie erzählt, dass sie am Anfang in den Pausen immer ganz alleine herumgestanden war. Keiner habe mit ihr gesprochen. Sie beschreibt die deutschen StudentInnen als abweisend. Als unangenehm empfand sie es, dass sich immer Gruppen gebildet hätten, in denen die meisten geraucht hätten. Sie selbst rauche nicht. Daher sei sie sehr froh gewesen, dass es zwei andere Kameruner gab, die mit ihr einige Kurse besucht haben. Mit ihnen habe sie Freundschaft schließen können. Genauso war es für Jeanne. Auch sie erzählt, dass sie am Anfang in den Kursen ganz alleine war. Niemand habe mit ihr gesprochen und sich für sie interessiert.

„S: Wie war denn deine erste Begegnung mit deutschen Studenten?

J: Das war eine (Lachen) Katastrophe. Das war richtig eine Katastrophe. Und das hat mich verletzt, Deutsche zu treffen. Weil, als ich nach Deutschland gekommen bin, sagte ich immer, dass ich nicht nur mit Kamerunern sein möchte, ich möchte mit anderen Leuten sprechen, ich möchte mit anderen kommunizieren. Und das erste Mal, als ich an die Uni gegangen bin, hat niemand mit mir gesprochen, niemand wollte mit mir in einer Gruppe sein. Und ich war ganz allein, ich fühlte mich ganz allein, ganz isoliert. Und ich fragte mich: Was mache ich eigentlich hier? Wenn sie so machen, (Lachen; laut) wie werde ich das überstehen? Das war (Lachen) heftig, das war sehr heftig. Ich fühlte mich sehr verletzt, weil die Leute waren sehr kühl. Und .. Und niemand möchte mit mir kommunizieren. Das war furchtbar.“ (Jeanne)

Erste Kontakte zu anderen AfrikanerInnen bzw. KamerunerInnen

Die empfundene Zurückgezogenheit der deutschen KommilitonInnen wird von den Studentinnen mit der Akzeptanz und Solidarität unter KamerunerInnen und AfrikanerInnen im Allgemeinen kontrastiert. Tendenziell waren die ersten neuen Bekannten in Freiburg andere AfrikanerInnen und vor allem andere KamerunerInnen. Giselle sagt, dass sie aufgrund der Geselligkeit und Warmherzigkeit der KamerunerInnen sehr leicht erste Kontakte zu ihren Landsleuten knüpfen konnte: "Comme les Camerounais sont toujours du genre, ils ont

toujours un contact chaleureux, ça a été très facile la relation quoi. J'ai eu à connaître d'autres Camerounais." Auch Pierre betont, dass es für ihn sehr einfach war, die anderen KamerunerInnen kennen zu lernen. Treffe man eineN, lerne man auch die anderen kennen.

Die Befragten erzählen von unterschiedlichen Gelegenheiten, bei denen sie Landsleute kennen lernten. Die kamerunischen Verwandten und Bekannten in Freiburg waren Vermittler. Sie stellten die "Neuankömmlinge" anderen KamerunerInnen bzw. AfrikanerInnen vor, führten sie zu Treffpunkten und nahmen sie mit zu Festen und in die Kirche. Die Asylbewerber Roger und Jean-Michel machten zunächst die Bekanntschaft von anderen Bewohnern ihres Asylbewerberheims, vor allem von anderen AfrikanerInnen. Dies erklären sie mit einer kulturellen Nähe, aber auch mit der Tatsache, dass die Zuweisung der Zimmer im Asylbewerberheim auf der Grundlage der nationalen Herkunft erfolgt. Den KamerunerInnen würde in den meisten Fällen ein Bett in einem Zimmer mit anderen KamerunerInnen bzw. mit Personen aus benachbarten Ländern (Nigeria, Demokratische Republik Kongo) zugewiesen.

Roger erzählt, dass er von Anfang an andere KamerunerInnen kennen lernen wollte. Gleich zu Beginn habe ihm ein Mitbewohner von einem „Afroshop“ erzählt, in dem sich angeblich immer viele KamerunerInnen aufhalten würden. Er habe dann den Laden aufgesucht und dort zunächst die Bekanntschaft eines Nigerianers gemacht, der in Kamerun gelebt hat. Diesen „Afroshop“ hat auch Jacqueline zu Beginn regelmäßig besucht. Dadurch lernte sie andere AfrikanerInnen und vor allem auch eigene Landsleute kennen. Roger wurde zudem von ersten Bekannten aus dem Asylbewerberheim in eine Pfingst-Kirche mitgenommen. Dort konnte er Kontakt zu Togolesen knüpfen.

Genauso hat auch Jean-Michel zu Beginn explizit nach anderen KamerunerInnen gesucht, die sich in Freiburg schon auskannten. Von ihnen hoffte er, Ratschläge zu bekommen, die ihm über die ersten Schwierigkeiten in der neuen Stadt hinweghelfen würden.

„Disons qu'il y a assez ici qui sont anciens qui peuvent .. qui peuvent me mettre sur le bon chemin puisque moi j'étais nouveau, je force le contact pour pouvoir acquérir des connaissances de la ville où je me trouve et les bonnes notions. Puisque quand je venais d'arriver je ne peux pas aller vers un Allemand demander des conseils de vivre parce que l'Allemand ne comprend pas la situation dans laquelle je suis. Donc je peux aller vers un Camerounais, il comprend mieux les choses que je veux faire.“ (Jean-Michel)

Auch auf der Straße hat Jean-Michel in seiner Anfangszeit gezielt andere AfrikanerInnen angesprochen:

„Quand moi je venais à Freiburg tout Africain que je rencontrais je saluais. Je tentais pas moins de me présenter et de présenter mon pays. Si c'est un Camerounais je force le contact.“

Etwas später habe ihm dann ein Bekannter aus Guinea, den er aus seinem Wohnheim kannte,

von einem gewissen Raoul erzählt, der aus Kamerun komme und angeblich die meisten seiner Landsleute in Freiburg kenne. Er habe die zwei einander vorgestellt. Eines Tages habe Raoul ihn mit zu dem Geburtstagsfest eines Kameruners in einem Asylbewerberheim mitgenommen, wo er andere KamerunerInnen kennen gelernt habe. Eine andere Möglichkeit, Kontakte zu knüpfen, war für Jean-Michel das Fußballspielen.

Jean-Michel möchte irgendwann nach Kamerun zurückkehren, und er will seine Zeit in Deutschland nutzen, um in seiner Heimat später eine Firma aufzubauen. Daher wollte er von Anfang an Menschen kennen lernen, auf die er sich verlassen könne. Für ihn sind die zwei Gelegenheiten, „des hommes du cœur“ zu treffen, die Kirche und der Fußball:

„Quand je suis arrivé ici tout était nouveau. Tout personne que je rencontrais était nouveau parce que depuis que je suis ici en Allemagne je n'ai jamais vu quelqu'un que j'ai vu au Cameroun. Je n'ai jamais rencontré quelqu'un que j'ai vu au Cameroun. Tout a été nouveau. Mais qu'est-ce qu'il fallait faire étant dans une situation comme ça-là. Il faut seulement réfléchir comment faire. Il fallait aller vers les autres. Je me suis concentré un jour. J'ai pris un papier. Je me suis mis à rédiger. Les milieux où se trouvent beaucoup de personnes? Il y a l'église. On peut trouver des hommes, des hommes de coeur qui peuvent t'accepter aussi. Dans un stade de football. Si tu veux trouver un ami, qui admirait ta manière de faire et ton *fair play*. C'est à dire quand il y a un choc tu connais comment remonter celui qui est choqué et continuer à jouer avec lui. C'est ces deux places. Et c'est avec ça que je pouvais nouer des contacts.“ (Jean-Michel)

Auch Pierre ist großer Fußballfan. Gleich am Anfang hat er erfahren, dass die kamerunischen StudentInnen sich jeden Samstag auf dem Feld eines Wohnheimes zum Fußballspielen treffen. Daraufhin habe er die Spiele regelmäßig besucht. Ebenso hat auch Matthias andere KamerunerInnen bzw. AfrikanerInnen zunächst über den Fußball kennen gelernt:

„Und zum Glück hab ich, also ich hab jemanden aus Kamerun kennen gelernt, der aus englischer Seite kommt und ich hab auch einen Nigerianer auch kennen gelernt. Wir haben zuerst eine Gruppe gebildet, das war ganz gut. Und dann mit einige Leute so, auch einige Deutsche und auch einige Ausländer haben wir auch eine Gruppe gemacht und das war gut, haben wir Fußball gespielt. Ich spiel gern Fußball und das ist halt ein Problem, jemanden zu treffen der auch Fußball spielt. [...] Mit der Zeit hab ich viele Kameruner kennen gelernt.“ (Matthias)

Die StudentInnen fanden den Kontakt zu anderen KamerunerInnen zudem auf Festen, zu denen ihre kamerunischen Bekannten sie mitnahmen. So war es beispielsweise bei Giselle:

„A Freiburg je connaissais seulement une personne, la cousine du copain de ma cousine. C'est chez elle que j'ai habité les premiers jours jusqu'à ce que j'ai trouvé une place dans le foyer des étudiants. Elle m'a aussi aidée, par elle j'ai connu d'autres gens. Le samedi après mon examen d'allemand, il y avait la fête d'anniversaire d'un Camerounais. Et là j'ai rencontré d'autres Camerounais.“

Catherine und Jeanne haben auch Landsleute an der Universität kennen gelernt, denn in ihrem Studienfach gibt es viele KamerunerInnen: „So es ist irgendwie normal, dass ich mit Kamerunern immer mehr spreche als mit anderen Afrikanern“ (Jeanne).

Der Kontakt mit anderen KamerunerInnen ist gerade in der Anfangszeit eine große Hilfe. Giselle haben ihre kamerunischen Bekannten die Stadt und die Universität gezeigt. Bei Anfangsschwierigkeiten konnte sie ihre Landsleute um Hilfe bitten. Hélène gibt als einzige an, keinen Kontakt zu KamerunerInnen bzw. AfrikanerInnen gesucht zu haben. Sie ist sehr christlich und war in Kamerun in der Kirche engagiert. In Freiburg hat sie Bekannte aus Deutschland und aus verschiedenen anderen Ländern vor allem in der Kirche und im Kirchenchor gefunden.

„Ich bin ein offener Mensch und ich mag immer, wenn ich mit anderen Leuten was zu tun habe. In Kamerun auch schon. Ich war sehr beschäftigt in der Kirche, in unserer Gemeinde. Ich war Leiterin von einer Gruppe. Ich hab hier also gesucht, ob ich mich irgendwo engagieren kann. [...] Ich freue mich, wenn ich jemanden aus meinem Land treffe. Ich frage aber eigentlich nicht, so lege ich keinen Wert darauf.“ (Hélène)

„Zum Glück hab ich jemanden aus Kamerun kennen gelernt.“

Man sieht, dass die meisten StudentInnen bei der Ankunft in Freiburg schon einen kamerunischen Ansprechpartner hatten, manche hatten auch schon Verwandte bzw. Freunde in der Stadt. In der Anfangsphase knüpften sie durch die Vermittlung ihrer Bekannten vor allem Kontakt zu anderen KamerunerInnen bzw. AfrikanerInnen. Auch diejenigen StudentInnen, die bei ihrer Ankunft in Freiburg noch niemanden kannten, sowie die beiden Asylbewerber, lernten schnell andere AfrikanerInnen und vor allem andere KamerunerInnen kennen. Gelegenheiten hierzu boten verschiedene Treffpunkte wie Feste oder Fußballspiele, „Afroshops“ und Institutionen, allen voran die Kirche. Der Kontakt zu den Landsleuten wurde von meinen GesprächspartnerInnen gr  o  tenteils explizit gesucht. Sie erwarteten sich dadurch Unterstützung in der Anfangszeit. Die neue Umgebung verunsicherte sie zunächst. Vor allem die StudentInnen beschreiben die ersten Bekanntschaften mit deutschen KommilitonInnen als enttäuschend. Sie fühlten sich nicht akzeptiert und zurückgewiesen. Der Kontakt mit anderen KamerunerInnen hingegen gab ihnen das Gefühl, nicht alleine zu sein. Mit den Landsleuten konnten sich die „Neuankömmlinge“   ber Probleme und Schwierigkeiten austauschen und erhielten Ratschläge und Informationen, mit denen sie sich in der Anfangsphase in der unbekanntem Umgebung besser zurechtfinden konnten.

Auf die Zeit der ersten Eingewöhnung folgt ein dauerhaftes Sich-Niederlassen in Freiburg, ein Alltag kehrt ein. Wie wird dieser Alltag wahrgenommen und gestaltet? Mit welchen Problemen sind die Personen konfrontiert und wie gehen sie damit um? Wie werden von den einzelnen im alltäglichen Leben die Beziehungen der KamerunerInnen untereinander und zu anderen empfunden? Zu welchen Arten der kollektiven und individuellen Identitätsbildung kommt es?

5. Die Migrantengemeinschaft als Rückzugsort

Vergessen der alltäglichen Belastungen

Die StudentInnen sind einem hohen Erfolgsdruck ausgesetzt. Die Erwartungen der Familie sind groß. Es stellt eine hohe finanzielle Belastung dar, ein Kind im Ausland studieren zu lassen. Ein guter Abschluss ist daher das A und O für die StudentInnen. In einer anderen Sprache ist dies nicht immer einfach und braucht besonders viel Zeit. Deshalb heißt es: sehr viel lernen. Hélène erzählt:

„Alles, was ich mach, ich kümmere mich um mein Studium, ich geh arbeiten, ich mach meinen Job, ich komm nach Hause, bin müde, schlafe ein, lerne und .. ja.“

Für Matthias war der Studienbeginn in Deutschland nicht einfach. Er verstand in den Kursen nicht immer, was der Professor an die Tafel schrieb, obwohl er vieles davon schon in Kamerun gelernt hatte. Zudem wurden seine Scheine aus Kamerun nicht vollständig anerkannt. Matthias ist der Meinung, dass seine Professoren seinen Abschluss in der Heimat nicht als vollwertig betrachteten und gegenüber afrikanischen StudentInnen im allgemeinen Vorurteile hätten. Er hätte sich zu Beginn mehr Betreuung und Hilfe von der Universität gewünscht. Auch für Mathew war das Studium in Deutschland zu Beginn sehr schwer. Er führt dies vor allem auf seine Sprachprobleme zurück. Er brach sein Studium ab und nahm es erst einige Jahre später wieder auf.

Von Sprachproblemen erzählt auch Giselle. Sie denkt, dass viele KamerunerInnen im Allgemeinen Angst hätten, die Deutschen könnten sich über sie lustig machen, da sie die Sprache noch nicht so gut beherrschen. Daher würden sie sich zunächst lieber unter andere AfrikanerInnen zurückziehen. Louis hat das Gefühl, manchmal nicht zu wissen, was in den Köpfen seiner KommilitonInnen vorgeht. Er versteht nicht immer zu hundert Prozent, was sie sagen, und ist daher manchmal misstrauisch. Auch Jeanne denkt, dass sie die deutsche Sprache noch nicht perfekt beherrscht. Sie hält dies aber für eine überwindbare Hürde:

„Ich habe schon ein Problem von Sprache. Ich muss was tun. [...] Also meine Sprache hat sich noch nicht verbessert. Aber es geht immer. Die Leute können mich schon verstehen. Aber ich habe schon ein Problem, also .. von Sprache.“)

Was fehle, sei der Wille auf Seiten der Deutschen.

Ich schätze die StudentInnen, mit denen ich sprach, als sehr motiviert und leistungsorientiert ein. KeineR der StudentInnen wird mit einem Stipendium gefördert. Eine finanzielle Unterstützung durch die Eltern ist vorhanden, sie reicht aber bei keinem von ihnen für den Lebensunterhalt aus. Alle StudentInnen müssen nebenbei arbeiten. Wenn möglich arbeiten sie in der vorlesungsfreien Zeit. Ist diese schon mit Praktika ausgefüllt, so muss dies eben neben dem Studium geschehen. Sie klagen daher über sehr wenig Freizeit. Bis auf Louis und

Jacques, die eben erst begonnen haben zu studieren, befinden sich meine InterviewpartnerInnen in Freiburg mindestens im 5.Semester und geben an, dass Studium hier trotz Schwierigkeiten „durchziehen“ zu wollen. Die Belastung und der Anspruch, den sie an sich stellen ist hoch.

Auch bei der Jobsuche hatten manche StudentInnen Schwierigkeiten. Louis erzählt, dass ihn niemand einstellen wollte, und führt dies auf seine Hautfarbe zurück. Zunächst suchte er einen Job über Stellenanzeigen in der Zeitung. Als er nach einigen Wochen immer noch nichts gefunden hatte, wandte er sich an eine Zeitarbeitsfirma. Die MedizinstudentInnen hingegen beschreiben die Jobsuche als relativ leicht, da sie im Krankenhaus arbeiten könnten. Als problematisch bezeichnen die StudentInnen die Regelung, dass sie neben dem Studium insgesamt nur 30 Stunden im Monat arbeiten dürfen. Man müsse sehr vorsichtig sein, denn arbeite man nur eine Stunde zu viel, könne man Schwierigkeiten bekommen.

Pierre ist nicht ganz zufrieden mit seinem Studium in Deutschland. Er ist der Meinung, dass er in Kamerun konzentrierter studieren könnte. Er sagt, dass viele seiner Freunde in Kamerun inzwischen schon mit dem Studium fertig seien. Er hingegen habe zunächst ein Jahr verloren, um Deutsch zu lernen. Pierre denkt außerdem, dass er seine Prüfungen besser bestehen würde, wenn er nicht so viel arbeiten müsse. Er habe sein festes „Programm“ und müsse sehr viel lernen. Er erzählt, dass er nicht viel Freizeit, und daher auch nicht viel Möglichkeit habe, Deutsche kennen zu lernen. Zudem fühlt er sich seinen „alten“ Freunden stark verbunden. Das sind Schulfreunde aus Kamerun, von denen sich viele in unterschiedlichen Städten in Europa bzw. Deutschland aufhalten und mit denen er sich regelmäßig trifft. Pierre sucht daher auch nicht explizit nach neuen Freunden.

Neben dem Druck, das Studium mit einer möglichst guten Note abzuschließen, gibt es zu Hause teilweise Familienmitglieder, die von den Personen im Ausland eine finanzielle Unterstützung erwarten. Dies betrifft StudentInnen, Berufstätige und Asylbewerber gleichermaßen. Mathew meint, die Verwandten in Kamerun würden denken, dass man im Ausland reich sei. Einige Personen seien aus dem Ausland mit einem großen Mercedes heimgekommen. Dadurch würden die daheim Gebliebenen davon ausgehen, dass man hier sehr leicht zu Geld kommen könne. Er sagt, dass er nicht nach Kamerun fliegen kann, ohne Geld und Geschenke für Familie und Freunde mitzubringen. Er vermeidet es daher, nach Hause zu fahren, und schickt, wann immer möglich, Geld heim.

Treffen mit anderen KamerunerInnen werden organisiert, um die alltägliche Monotonie und Routine etwas zu vergessen und sich gemeinsam zu amüsieren. Giselle erzählt, sie würde sich mit ihren zum Großteil kamerunischen Freundinnen treffen, „wie es Freunde eben tun“. Man gehe gemeinsam einkaufen, bereite die Speisen zu und verbringe einen Abend zusammen. Ebenso werden zusammen, beispielsweise an Geburtstagen, Feste organisiert. Diese Parties

finden bei jemandem in der Wohnung oder in Aufenthaltsräumen von StudentInnenwohnheimen statt. Oft treffen sich auch die jungen Frauen an einem Nachmittag, um einander zum Beispiel die Haare flechten. So ist es möglich, einen Tag lang die Schwierigkeiten und Probleme zu vergessen, denen man im deutschen Alltag begegnet und mit denen man sich auseinandersetzen muss, seien es finanzielle Probleme oder Schwierigkeiten im Studium.

„Les Camerounais ou les Africains, on a souvent, mhm, des moments de joie, on a souvent des moments où on organise des fêtes, on peut se retrouver comme ça un dimanche, on prépare, on se dédit toutes les filles de préparer, on pense toujours qu'on puisse se retrouver manger, bavarder, rire parce qu'ici en Allemagne c'est le stress permanent quoi, les études, les étudiants ils ont beaucoup de problèmes. Il y a le problème financier, il y a le problème d'intégration, les problèmes de langue, il y a beaucoup de problèmes. Et donc c'est un stress permanent quoi et avec l'Allemagne qui devient de plus en plus difficile ce dernier temps parce que tous les commandes (...) et en plus il y a pas de boulot tu vois c'est difficile. Surtout quand tu es devenu indépendant de tes parents, il faut bien que tu trouves de l'argent pour pouvoir te nourrir, pour pouvoir payer ton loyer, pour pouvoir payer l'assurance. Et on vit presque la même chose tout le temps, c'est monotone, voilà. Et on a donc parfois besoin de se retrouver comme ça et pouvoir rire, blaguer et oublier un peu le monde de ce stress quoi. Donc c'est pourquoi on a souvent ces occasions-là, on organise des fêtes, quand quelqu'un a son anniversaire on s'arrange et tout, on l'aide à faire les courses, on prépare et bon, le soir les gens viennent et on mange, on bavarde, on danse. C'est comme ça, on est toujours en contact.“ (Giselle)

Die beiden Asylbewerber, mit denen ich sprach, befinden sich in einer anderen Situation als die StudentInnen. Über allem anderen steht die Frage nach dem Aufenthaltsrecht. Zur Zeit der Interviews besaßen sie keine dauerhafte Aufenthaltsgenehmigung. Sie befinden sich in einer prekären Situation. Zudem ist ihr Deutsch nicht so gut wie das der StudentInnen, da sie erst nach ihrer Ankunft in Deutschland begonnen haben, es zu lernen. Jean-Michel hob auch hervor, dass er die Regelung, sich in Deutschland nicht frei bewegen zu dürfen, als äußerst schwierig empfindet. Zu diesen institutionellen Hürden, dem Erfolgsdruck und den finanziellen Schwierigkeiten kommt die Konfrontation mit anderen Verhaltensweisen und kulturellen Normen in der neuen Umgebung.

Selbstzuschreibung - Der Solidaritätsdiskurs: Betonung der „afrikanischen Werte“

Für meine GesprächspartnerInnen gibt es in Deutschland einige Verhaltensweisen und kulturelle Normen, die ungewohnt sind. Sie betonen vor allem, dass sie die Deutschen als verschlossen und unfreundlich empfinden. Jeanne findet, dass die Deutschen wortkarg sind. Sie würden einen nicht begrüßen und einem nicht offen und interessiert entgegenreten. Dadurch hat sie das Gefühl, sich in Kontakt mit Deutschen nicht einfach natürlich verhalten zu können. Wenn man mit einem Deutschen reden wolle, müsse man erst genau überlegen,

was man sagt.

„Die Leute sprechen nicht so viel hier, und, mhm .. , also wenn ich jemanden treffe in Afrika, egal, wer er ist, kann ich ihn begrüßen oder mit ihm sprechen ohne nachzudenken, ohne mir einige Fragen zu stellen, ich spreche einfach so. Aber hier muss ich mich immer ein bisschen, verdrängen(?), mhm .., verstecken, oder .. überlegen, weil es ist nicht so einfach. Man kann nicht sofort, also, nicht sofort mit jemandem reden, ohne nachzudenken, ‚soll ich das sagen oder soll ich das sagen(?)‘. Es ist ein bisschen so. Man muss immer überlegen, weil die Leute sind ein bisschen (Lachen), mhm ... ein bisschen schwierig in dem Charakter. Und sie sind auch .., auf französisch retenus, also .. zurückhaltend, ja, sie halten sich zurück.“ (Jeanne)

Die StudentInnen heben hervor, dass es relativ schwierig sei, mit deutschen KommilitonInnen Freundschaft zu schließen. An einem Tag würden sie sich mit den anderen unterhalten, doch am nächsten Tag würden sie einen dann plötzlich nicht mehr kennen. Das ist für sie unverständlich. Zwar gebe es wohl einige Ausnahmen, also Deutsche, die offen seien und Interesse zeigten. Dies seien vor allem Personen, die schon im Ausland gewesen seien. Doch der Großteil verhalte sich abweisend. Jeanne fühlt sich von ihren KommilitonInnen zurückgewiesen und nicht akzeptiert. Ebenso drückt Marie ihre Enttäuschung über den schwierigen Zugang zu den Deutschen aus. Gleichzeitig beschreiben sich Jeanne und Marie selbst als sehr aufgeschlossene Menschen.

„Ich hab nicht dieses Problem von Ausländer oder von Deutsche oder so was. Bei mir ist das egal. Mich interessiert die Person, die ich vor mir hab. Egal ob du Kameruner oder Burkinabé oder aus Togo kommst, es ist ganz egal für mich. Das Wichtigste ist, dass du mit mir eine offene Beziehung und ehrliche Beziehung hast. Ich bin ganz offen für andere Kulturen, so richtig ganz offen.“ (Jeanne)

Jeanne stellt zudem heraus, dass ihr die Deutschen traurig vorkommen. Sie würden keine Lebensfreude ausstrahlen und alles viel zu ernst nehmen. Daher fühlt sich Jeanne hier unverstanden und frustriert. Sie möchte gerne einfach nur mit den Leuten sprechen, ohne darüber nachdenken zu müssen, was sie sagt.

„Cette joie de vivre que les Africains ont. Ici les gens sont plutôt gris, alors qu'en Afrique il y a de la joie de vivre, quelque soit le moment, quelque soit le temps, quelque soit le problème, on a toujours un peu ce sourire-là qui manque ici et je trouve ça dommage. Je trouve ça dommage que .., que les gens soient gris tout simplement parce que moi je suis quelqu'un d'assez souriante, d'assez ouverte. Et à chaque fois que je rencontre quelqu'un j'ai pas la possibilité de m'ouvrir, j'ai l'impression de .. (Lachen), de faire d'énormes efforts pour ne pas être moi-même. Et ça me dérange un peu. J'aimerais parler tout simplement sans avoir besoin de réfléchir à chaque fois et voilà, de communiquer tout simplement. La communication manque. Il y a un problème de communication. En fait, c'est ça. Et de compréhension je dirais aussi. La compréhension et la communication. En fait ce sont les deux problèmes que je rencontre.“ (Jeanne)

Jeanne beschreibt die Deutschen als stur, Pierre wirft ihnen vor, dass ihnen „l’ouverture d’esprit“, also die Aufgeschlossenheit fehle. Jeanne sagt, sie habe es inzwischen aufgegeben, unbedingt mit den Leuten in Kontakt kommen zu wollen. Die Enttäuschung aber bleibt:

„Hmm, eigentlich wenn man von ein Deutscher möchte, dass du sein Freund bist, dann klappt es. Aber wenn er nicht dein Freund ist, also, dann .. egal was du machst, also es ist ihm egal, was du machst und wer du bist, oder .., es ist ihm ganz egal (Lachen). Wie man auf Englisch sagt, sie sind stubborn.[...] Also, wenn jemand mit mir sprechen möchte ist es o.k. Und wenn nicht, ist es auch o.k. Also es ist mir ganz egal jetzt. Aber ich finde es ein bisschen schade. Weil ich bin ganz offen und (Lachen) die Leute, mhm, machen mir ein bisschen .., also ich kenne mich nicht mehr .. mit den Leuten eigentlich. Weil ich bin immer offen, ich lache immer und wenn ich an der Uni bin, (Lachen) bin ich immer so frustriert und immer allein. Es gibt einige Kameruner auch, aber sie gehören zu anderen Gruppen [...], weil wir in Gruppen unterteilt sind, je nach der Matrikelnummer gehört jemand in eine andere Gruppe oder so. Und die anderen Kameruner sind in anderen Gruppen und ich bin ganz allein.“ (Jeanne)

Marie erzählt von ihrem Leben im Studentenwohnheim. Sie fühlt sich dort alleine. Jeder lebe für sich. Dieser Eindruck hat sie sehr erschüttert und geprägt. Wenn sie in der Küche sei und jemand trete ein, grüße die Person nicht. Auch ihre ZimmernachbarInnen kennt sie nicht. Jeder würde hier für sich leben und sich nur um sich selbst kümmern. Man könne schlicht in seinem Zimmer sterben und keiner würde etwas merken. Diesen Individualismus und das Desinteresse exemplifiziert Marie am Beispiel eines Mannes, den sie im Krankenhaus gesehen hat. Er war sehr krank, doch niemand sei ihn besuchen gekommen. Nicht einmal Blumen habe er an seinem Bett stehen gehabt. Für Marie ist das unbegreiflich und traurig:

„Même s’il meurt, il mourra pas de sa maladie, il mourra de solitude. Ça c’est claire. Parce que c’est une chose dont on a besoin. Chez nous p.ex. quand quelqu’un est malade, dernièrement on en avait même qui était malade, quand tu entends que cette personne est malade, c’est la première des choses, vraiment, à lui rendre visite. Tellement les gens passaient à l’hôpital, tellement de gens étaient venu ... Alors s’il y a quelqu’un ici qui est malade, il peut rester des mois et des mois à l’hôpital, personne ne viendra. Enfin, c’est pas comme ça chez moi, chez nous.“ (Marie)

Alice findet zudem, dass die Deutschen immer gestresst seien. In Kamerun hingegen gäbe es das Wort „Stress“ gar nicht. Dort seien die Leute zufrieden, sie besäßen innere Gelassenheit und „la paix du coeur“. Die Deutschen können sich ihrer Meinung nach nicht mit dem zufrieden geben, was sie haben. Alice sagt, dass sie sich von dem Stress der Deutschen auf keinen Fall anstecken lassen möchte. Für sie steht fest: „La vie n’est pas mathématique“. Sie ist außerdem der Meinung, dass die Atmosphäre in Deutschland von Unfreundlichkeit geprägt ist. Dies hat sie besonders im Norden von Deutschland gemerkt. Wenn man sich dort im Bus oder in der U-Bahn neben jemanden setze und die Person begrüße, erhielte man keine Antwort. In Freiburg sei dies etwas anders. Hier werde wenigstens geantwortet. In Kamerun hingegen sei es völlig normal, sich zu grüßen und miteinander zu sprechen. Diese Eindrücke

führen zu der Annahme, dass hier jeder sein eigenes Leben führt und man sich nicht um die anderen kümmert. Dies stehe in krassem Gegensatz zum Leben in Kamerun. Dort seien Familie und Freunde im Mittelpunkt. Das Interesse an und die Sorge um den/die andereN nähmen einen wichtigen Stellenwert ein.

Den Erfahrungen in Deutschland stellen meine GesprächspartnerInnen den gesellschaftlichen Umgangston in Kamerun gegenüber, der von Herzlichkeit, gegenseitigem Interesse, Hilfsbereitschaft und Empathie geprägt sei. In Kamerun seien die Menschen immer fröhlich. Sie würden einem mit einem Lächeln entgegentreten. Dementsprechend könne man zu jeder Zeit Scherze machen. So komme auch immer leicht in Kontakt mit den anderen. Man könne einfach „drauflos reden“, ohne sich Gedanken machen zu müssen. Deshalb gebe es in Kamerun viel mehr Kommunikation als dies in Deutschland der Fall sei.

„C'est pas la même atmosphère ici, c'est du genre ‚chacun chez soi‘. Tu fais tes choses et tant pis pour toi. C'est pas pareil. Ça déjà ça m'a marqué. [...] Et c'est pas ça parce que chez nous c'est la vie en communauté. Tu sais qui sont tes voisins, vous vous entendez bien. S'il y a quelque chose qui ne va pas bien, on se dit, voilà, ça ne marche pas et on essaie de faire que ça aille mieux, c'est cette vie en communauté. Mais ici, c'était pas ça, c'était du genre chacun a sa vie et puis tu t'occupes de ta vie quoi. [...] Chez nous dans la culture c'est pas ça, c'est vraiment, c'est la vie en communauté. C'est du genre, tu te laisses toucher par la vie de l'autre, l'autre t'intéresse. [...] Son malheur .., tu le partages avec lui, ses moments de joie tu le partages aussi avec lui. Vous partagez tout quoi.“ (Marie)

Sponaneität werde in Kamerun zudem geschätzt. Bevor man zu Besuch komme, müsse man sich nicht vorher ankündigen, wie dies hier der Fall sei. Ebenso sei der große Stellenwert, der dem Geld zugeschrieben wird, gewöhnungsbedürftig. Auf Feste werde man in Kamerun eingeladen, ohne ein Geschenk mitbringen zu müssen, im Restaurant zahle eine Person für alle zusammen:

„Quand je t'invite c'est parce que je me sens capable. Viens, avec les mains vides. Et quand tu ne viens pas avec quelque chose tu ne dois pas te sentir frustré. Mais ici en Allemagne quelqu'un te dit, j'ai mon Geburtstag, tu viens mains vides, mais tu es malade(?). Donc, tu vois, ce sont des cultures différentes.“ (Jacques)

Das gewohnte Zusammensein mit anderen und die Akzeptanz fehlt meinen GesprächspartnerInnen hier. In Abgrenzung zu der Mentalität und den kulturellen Normen der Deutschen heben sie eine idealisierte, „gemeinsame Kultur aller AfrikanerInnen“ hervor, die verbindet. Jacques sagt beispielsweise, dass für ihn generell christliche Menschen Freunde seien. Doch die Mehrheit seiner Freunde seien AfrikanerInnen. Aufgrund geteilter kultureller Normen, wisse man, wie man sich einem/einer anderen AfrikanerIn gegenüber zu verhalten habe und es komme nicht zu Missverständnissen.

„Mes amis, moi j'ai quand même quelques amis allemands, mais la majorité c'est quand même des Africains parce qu'on se connaît mieux, on s'entend mieux, ainsi de suite. Il connaît ma culture, il connaît comment c'est chez nous, je sais ce que

je peux faire et que puisse plaire à l'autre, ce qui peut mettre l'autre mal à l'aise ainsi de suite.” (Jacques)

Die anderen betonen die Solidarität, die Geselligkeit und die Familienbezogenheit als gemeinsam geteilte afrikanische Werte. Unterschiede zwischen AfrikanerInnen gebe es nur hinsichtlich der Politik, der Wirtschaft oder der Gesellschaftsform des jeweiligen Landes, aus dem die Person komme. Die Grundwerte jedoch seien für alle AfrikanerInnen die gleichen.

„Nous les Africains, nous sommes très ouverts et par contre les Allemands ce sont des gens un peu très reculés, c'est à dire, c'est très difficile le contact entre eux. Quand tu vois un Africain qui est ouvert avec, comparé à un Allemand qui est du genre toujours reculé, pas très ouvert, tu vois, le contact ne passe pas facilement. Nous venons de deux cultures vraiment différentes. [...] En gros nous sommes très solidaire que ce soit ici, ou au pays on est toujours solidaire quoi, on est toujours en groupe, quand nous sommes en groupe, on a toujours plein de chose à se raconter et voilà, on passe le temps comme ça. Par contre ici j'ai remarqué qu'ici en Allemagne, mon Dieu, les gens sont toujours seuls, ils sont très reculés, c'est pas trop le contact, alors que nous on passe souvent une journée à (schnell) bavarder, bavarder, bavarder, on a toujours à dire quoi, on a toujours, c'est comme ça quand on se rencontre.“ (Giselle)

“La chose qui pourrait être commun à toutes ces personnes Africaines-là, ça serait la notion de la famille, elle est très très très forte dans tous ces pays d'Afrique-là. Chez nous, les Africains, c'est vraiment quelque chose de très, très sacrée. Les différences viennent beaucoup plus du plan politique ou du..., bon, un tout petit peu social. Mais au niveau des mœurs c'est la même chose qu'il soit Sénégalais, Camerounais, mhm .., Malien.” (Pierre)

Auch Mathew fühlt sich hier den Menschen aus anderen afrikanischen Ländern verbunden. Diese Wahrnehmung impliziert bestimmte Verhaltensweisen. Er grüße automatisch immer die anderen AfrikanerInnen, die er treffe, selbst wenn er sie nicht kenne. Der Grund liegt für ihn zunächst in einer sehr ähnlichen Kultur aller AfrikanerInnen. Hinzu kommt das Gefühl, hier nicht daheim zu sein. Er betont aber auch, dass sich sein Bild von den Deutschen mit der Zeit verändert hat. Mathew ist schon seit acht Jahren in Freiburg. Zu Beginn empfand er die Deutschen, die er traf, als sehr kühl und abweisend. Nach und nach habe er jedoch bemerkt, dass sie auch freundlich und hilfsbereit seien. Sie haben sich in seinen Augen verändert. Auch Marcus hat viele freundliche und offene Deutsche getroffen. Dies seien aber vor allem Leute, die, wie er, politisch aktiv sind.

Fremdzuschreibungen - Erfahrungen mit Unwissenheit, Vorurteilen und Rassismus der Deutschen gegenüber AfrikanerInnen

Die wahrgenommenen kulturellen Unterschiede zu den Deutschen und die gemeinsame Situation in der Fremde führen zu einer idealisierten Hervorhebung des internen Zusammenhaltes und der Solidarität unter AfrikanerInnen und KamerunerInnen. Diese Aufwertung der Herkunftskultur wird durch Erfahrungen mit Vorurteilen und Rassismus der

Deutschen verstärkt.

Heckmann (1992) definiert ethnische Vorurteile als „negative, abwertende und feindselige Aussagen und Urteile über ethnische Gruppen“ (Heckmann 1992:119). Die Aussagen und Urteile sind stereotyp und wirklichkeitsunangemessen, das heißt sie beruhen auf fehlerhaften Verallgemeinerungen, sind simplifiziert und starr (ebd.). Als Einstellungen beruhen Vorurteile auf einem „Scheinwissen“, das durch vorschnelle Urteile und eine kategoriale Wahrnehmung zustande kommt, ein binäres Schema „Wir und die Anderen“ konstruiert und meist mit einer moralischen Bewertung und einer BedrohungsMetaphorik verbunden wird. Als Elemente einer Ideologie sind Vorurteile aufzufassen, wenn sie sich auf ein bestimmtes Gruppen- bzw. Klassenverhältnis beziehen. Sie dienen dann vor allem der Aufrechterhaltung von Dominanzbeziehungen (Dettmar 1989:69ff.). Zeichnen negative Zuschreibungen ein schlechtes Bild der Kultur der Gruppe, so liegen kulturelle Überlegenheitsvorstellungen vor. Von einer rassistischen Stereotypik spricht man, wenn das negative Gesamtbild der Gruppe als biologisch determiniert betrachtet wird (Heckmann 1992:120ff.). Neben Scheinwissen und Stereotypik gehören zudem Gefühle sowie Handlungstendenzen zum Inhalt von Vorurteilen (ebd.:123f.).

Meine Befragten stört vor allem, dass die deutschen Studenten wenig bis gar nichts über Afrika wissen. Sie könnten nicht zwischen den afrikanischen Ländern unterscheiden und hätten sehr eingeschränkte Vorstellungen von dem afrikanischen Kontinent. Diese beschränken sich auf eine angenommene Armut und Rückständigkeit der AfrikanerInnen³⁵.
Jeanne:

„J: Die Mehrheit ist schon, mhm, streng mit uns, sie verstehen uns nicht.

S: In welcher Hinsicht?

J: In jeder Hinsicht (Lachen). Also, sie kennen Afrika nicht. Und wenn man nicht die .. , wenn man z.B. Kamerun sagt, oder Afrika sagt, einige Leute glauben, dass Afrika eine Stadt ist, das macht mich verrückt (Lachen, Lachen). Das ist unglaublich. Einige Leute glauben, dass Afrika eine Stadt ist, das ist so eine Dummheit (Lachen). Und wenn jemand schon das glaubt, wie kann diese Person dich verstehen? Das kann nicht passieren. Also es gibt ignorance(?).“

Auch Matthias ist der Meinung, dass die Deutschen sehr wenig differenziertes Wissen über Afrika besitzen. Sie „stecken alles in einen Topf“.

„Es gibt ein Problem in Deutschland zum Beispiel. Die Deutschen haben wenige Ideen über Afrika. Weil kein Deutscher würde Sie fragen, ob Sie Kameruner sind oder: ‚Aus welchem Land kommen Sie?‘ (schnell) ‚Kommen Sie aus Afrika(?)‘. ‚Ja‘. Das reicht für einen Deutschen. ‚Aus welchem Land kommen Sie?‘ Das wäre vielleicht besser. Und das andere Problem: Nicht alle Schwarzen kommen aus Afrika. Es gibt Schwarze, die aus Indien oder Südamerika oder Nordamerika kommen. Das ist das Problem.“ (Matthias)

³⁵Einen interessanten Beitrag über die Kenntnisse der Deutschen über Afrika und umgekehrt die von AfrikanerInnen über Europa und Deutschland bietet McIntyre 2004.

Er betont die gemeinsame Situation aller KamerunerInnen bzw. AfrikanerInnen, die für ihn aus der Unwissenheit der Deutschen gegenüber Afrika resultiert.

„Man fühlt sich zuerst in Deutschland als Kameruner. Das ist die Grundsache. Ich bin Kameruner. Ich sag nie, dass ich Kameruner aus (...) Seite bin. Ich kann Ihnen das sagen, weil Sie das wissen, dann kann ich Ihnen das sagen. Wenn jemand ganz neu ist, kann ich sagen, in Kamerun ist es so, dass man englisch spricht und französisch spricht. Und es gibt Leute, die nicht beides sprechen können. Und viele Leute gehören dazu, die entweder nur englisch oder nur französisch sprechen können. Aber ich glaube, man fühlt sich hier zuerst als Kameruner und auch als Afrikaner. Ich hab einmal im Fernsehen, ich weiß nicht mehr, welcher Kanal das war. Aber ich hab einer Frau zugehört und sie hat gesagt: ‚Ich fühle mich als Afrikanerin, weil die Deutschen uns alle Afrikaner zusammengepackt haben‘. Die sagen nicht, Kameruner, Sudaner oder so was, Togo oder jemand kommt aus Simbabwe, oder aus Tschad oder so was, (schnell) ne, die sagen Afrikaner. Da fühl ich mich als Afrikaner.“ (Matthias)

Auch Jacqueline spricht von einem „afrikanischen Bewusstsein“ aufgrund geteilter Erfahrungen im Ausland. Ihrer Meinung nach sollte die *afrikanische Community* im Allgemeinen solidarisch sein, denn es gebe etwas, das alle AfrikanerInnen verbinde: die Armut. Zudem würden alle in der gleichen Weise behandelt.

„La communauté noire reste la communauté noire. Tous sont traités de la même façon. Que ce soit des Camerounais, des Congolais, des Sénégalais, des Marocains. Il y a pas beaucoup de différences pour moi. C’est des frères. Nous sommes dans la même galère.“ (Jacqueline)

Neben der Unwissenheit erzählen viele meiner GesprächspartnerInnen von Vorurteilen und einem Verhalten der Deutschen, das sie als Rassismus interpretieren. Außer Hélène gaben alle an, vorurteilsbehaftete Erfahrungen gemacht zu haben. Catherine erzählt von der Begegnung mit einem Patienten während ihres Praktikums im Krankenhaus. Dieser habe sie gefragt, warum sie Schuhe an habe. Er sei der Meinung gewesen, Afrikaner würden ohne Schuhe herumlaufen. Auch Jeanne, Louis und Pierre wurden Vorurteile entgegengebracht. Sie führen dies auf ihre dunkle Hautfarbe zurück. Dunkelhäutige Menschen würde man hier als dumm betrachten. Man traue ihnen nichts zu. Eine Arbeit würde man lieber einem/r MarokkanerIn oder einem/r Bulgaren/Bulgarin geben als einer Person aus Sub-Sahara-Afrika. Auch die Fähigkeit zu studieren werde ihnen abgesprochen bzw. diese werde mit Erstaunen zur Kenntnis genommen.

„Und ich habe auch diese dunkle Farbe und das macht auch einen Unterschied. [...] Wenn man einen Marokkaner und eine Frau wie ich vor ihm hat, man wählt immer den Marokkaner, egal welche Ausbildung oder egal, ob er nicht studiert oder .. Also es gibt nur eine Verurteilung für Dunkle, also für Farbige, für die Deutschen. [...] Es gibt zuerst, also wirklich eine Verurteilung für die Afrika.., also für die Afrikaner, die dunkler sind. Die Farbigen im Allgemeinen haben viel Problem bei der Arbeit oder in dem Studium. Weil die Leute glauben, dass wir dumm sind (Lachen), also sie sind sehr erstaunt, wenn wir was Intelligentes sagen, also was für mich nicht intelligent wäre. Manchmal, sie sind sehr erstaunt,

wenn sie uns an der Uni treffen, weil ich bin ganz sicher, dass sie denken, dass ich bin so dumm, dass ich normalerweise nicht da sein soll.“ (Jeanne)

Jeanne sagt, dass sie das Gefühl hat, hier in Deutschland nicht erwünscht zu sein. Man könne mit bestimmten Personen reden und lachen, doch seien die Leute unehrlich. Unter der Oberfläche zeige sich die Wahrheit. Sie fühlt sich hier überhaupt nicht willkommen.

„Die Leute, die haben ein Problem damit, dass ich hier bin, also nicht ich besonders, aber dass einige Leute wie ich hier sind, auf jeden Fall. Ich hab manchmal den Eindruck, dass die Leute mit mir nicht ehrlich sind. (Deutet auf ihr Gesicht) Nur weil ich so bin. Sie zeigen nicht das immer, aber es gibt immer Momente, wo dir die Wahrheit gezeigt wird. Du kannst mit jemandem kurz sprechen, aber es gibt immer Momente, wo du merkst, er ist nicht ehrlich mit mir. Also es gibt Moment, da zeigt die Person ihr wahres Gesicht. Ich habe schon viel Erfahrung damit gemacht. Ich fühle mich nicht willkommen. [...] Ich wusste, das wird nicht so einfach sein, aber ich hätte nicht gedacht, dass die Leute so kompliziert sind und ich würde sagen, dumm sind. Also ich glaube die Leute sind nicht wie ich oder wie andere, so offen, es ist normal, (leise) aber naja.“ (Jeanne)

Marie, Jacqueline und Catherine erzählen von Erlebnissen, die sie als Rassismus ihnen gegenüber interpretieren. Marie hat mehrere solcher Situationen erlebt, die sie sehr schockiert haben. Ein Erlebnis in Freiburg hat sie besonders verletzt. Sie hatte ihren Freunden, vor allem anderen KamerunerInnen, vorgeschlagen, an einem Abend zusammen eine Disko in Freiburg zu besuchen, da an diesem Abend der Eintritt für StudentInnen umsonst sein sollte. Sie habe in der Lokalität zunächst angerufen, um sicher zu stellen, dass man nichts zahlen müsse. Am Telefon sei ihr versichert worden, jeder könne die Diskothek an diesem Abend besuchen. Sie habe also ihre Freunde angerufen und allen Bescheid gegeben. Man habe sich vor der Disko getroffen, eine Gruppe von etwa acht Leuten. Als sie jedoch eintreten wollten, habe sie der Türsteher mit der Begründung, der Eintritt sei nur für bestimmte Personen, zurechtgewiesen. Sie und ihre Freunde mussten vor der Türe warten, während die anderen Leute einfach hineingelassen wurden. Sie habe dem Türsteher erklärt, dass sie angerufen und gefragt habe, ob der Eintritt für alle möglich sei. Doch er habe sie einfach nicht hineinlassen wollen. Das war ihr sehr peinlich, denn zu allem Übel war es schon so spät, dass keine Bahn mehr fuhr.

Auch Jacqueline hatte eindruckliche Erlebnisse, die sie als Rassismus deutet. Eines Tages habe sie aus der Wohnung über ihr Schreien vernommen. Als der Lärm auch nach einiger Zeit nicht aufhörte, beschloss sie, mit ihrer kleinen Tochter nach oben zu gehen und um Ruhe zu bitten. Eine Frau öffnete die Tür. Noch bevor Jacqueline etwas sagen konnte, begann die Frau sie zu beschimpfen und zückte plötzlich ein Messer. Furchtbar erschrocken sei Jacqueline einen Stock tiefer gerannt, wo eine ältere Frau aus einer anderen Wohnung zufällig die Tür einen Spalt geöffnet habe, wohl um zu sehen, was vorfalle. Jacqueline habe die Gelegenheit genutzt und versucht, in der Wohnung dieser Dame Zuflucht zu finden. Doch die wollte sie nicht hereinlassen. In Panik sei Jacqueline etwas gröber geworden und habe

sich Zugang zu der Wohnung verschafft. Daraufhin habe die Frau Jacqueline als „Schwarze“ beschimpft. Dann habe sie die Polizei gerufen und sie beschuldigt ihre Tür zerstört zu haben. Man habe Jacqueline mit auf die Wache genommen, wo man sie abschätzig behandelt und ihren Worten keinen Glauben geschenkt habe. Man habe ihren Ausweis sehen wollen und ihren Mann auf das Revier bestellt. Dies hat sie sehr verletzt. Zudem wurde Jacqueline nach eigenen Angaben auf der Straße des Öfteren als „Schwarze“ bezeichnet. Am Bahnhof würde sie aufgrund ihrer Hautfarbe zu jeder beliebigen Tageszeit von der Polizei kontrolliert. Inzwischen hegt sie einen Generalverdacht gegen Deutsche. Sie denkt, es sei sogar möglich, dass ihr Mann hinter ihrem Rücken sage, dass er mit einer „Negerin“ verheiratet sei.

Catherine erzählt von einem Erlebnis mit einem russischen Mitbewohner im Studentenwohnheim. Wegen ihres Geburtstags habe sie am Tag zuvor Essen eingekauft und in den Flur gestellt. Daraufhin habe sich der Mitbewohner beschwert: sie stelle immer alles voll und nehme den ganzen Platz ein, auch in der Küche. Dann habe sie eine Pute in sein Kühlschrankfach gelegt, weil es ganz leer gewesen sei, woraufhin er sie „angepflaumt“ habe, was ihr eigentlich einfiel: das komme da nicht rein, aus, Punkt. Er habe respektlos mit ihr gesprochen. Da sei sie ausgeflippt, er solle nicht so mit ihr sprechen und sie sei kein Tier. Das habe die Stockwerksleiterin auch mitbekommen und genauso empfunden. Sie habe die Pute dann in den Kühlschrank von deutschen Mitbewohnern gelegt. Catherine ist der Meinung, dass sie respektlos behandelt wird, weil sie Afrikanerin ist.

Von den männlichen Befragten hingegen gibt nur Marcus an, eigene Erfahrungen mit Rassismus gemacht zu haben. Bei seiner Ankunft in Deutschland als politischer Flüchtling sei er von den Beamten an der Grenze kontrolliert worden. Er habe sich ausziehen müssen, was er als sehr erniedrigend empfunden hat. Auch in F-Stadt, wo er lebte, bevor er nach Freiburg kam, hatte er das Gefühl, dass man auf ihn herabsehe und ihn behandle, als sei er minderwertig. In Diskotheken hätte man ihm den Einlass verwehrt. Die anderen männlichen Befragten haben zwar Vorurteile bemerkt, aber keinen offenen Rassismus erlebt. Louis sagt, er könne nicht jedes Verhalten der Deutschen auf Vorurteile oder Rassismus gegenüber Afrikanern zurückführen. Was er aber bemerke, sei eine distanzierte Haltung der Deutschen ihm gegenüber.

Jean-Michel ist der Meinung, dass viele AfrikanerInnen gerne alles sofort auf einen angeblichen Rassismus der Deutschen zurückführen. Er möchte diese Verbindung nicht so schnell ziehen. Doch selbst, wenn die Deutschen rassistisch seien, bliebe einem nichts anderes übrig, als zu versuchen, mit ihnen auszukommen und sie vielleicht vom Gegenteil zu überzeugen.

“Quand je suis arrivé, avec les Africains, les Africains ont dit, non, avec les Allemands tu ne peux pas faire. C’est les mots qui sortaient de la bouche de mes

con-frères. Ils disent: ‘Ils sont racistes.’ J’ai dit: ‘Non. Si nous sommes déjà chez eux ..., on ne peut pas ..., je suis obligé de faire avec eux. Même s’ils le sont je vais chercher comment faire pour les convaincre qu’ils ne voient pas les choses sous cet angle-là. Il faut mieux se rapprocher vers eux et chercher à leur montrer ce qu’eux-mêmes (...) et que tu pourrais leur faire penser.’ C’est là où alors quand j’ai pensé à l’église, j’étais motivé d’y aller. Et par là j’ai eu de petits contacts.“
(Jean-Michel)

Mir fällt auf, dass die jungen Frauen stärker als die Männer von Vorurteilen und rassistischen Erlebnissen berichten. Möglicherweise sind sie in dieser Hinsicht sensibler als die Männer. Vielleicht sind Frauen aus afrikanischen Ländern aber auch stärker als Männer mit offen geäußerten Vorurteilen konfrontiert. Jacqueline hat auch sexualisierte verbale Angriffe ihr gegenüber angedeutet. Bei den anderen handelte es sich um allgemeine Vorurteile gegenüber SchwarzafrikanerInnen, die auf stereotypisierten Bildern von Afrika basieren, wie sie im deutschsprachigen Raum in mehreren Untersuchungen dokumentiert sind³⁶. Giselle sucht nach Gründen für die Vorurteile der Deutschen und ihre Distanz gegenüber AfrikanerInnen. Sie glaubt, dass die Deutschen sich nicht “herablassen“ wollen. Sie ist auch der Meinung, dass die Deutschen Angst vor „Ausländern“ haben könnten.

Marie zieht sich aufgrund der ständigen Erfahrung, von den Deutschen abgewiesen zu werden, und wegen der schmerzhaften rassistischen Erlebnisse in ihren afrikanischen und kamerunischen Freundeskreis zurück. Sie wisse, dass es überall solche und solche Leute gebe und dass man nicht generalisieren dürfe. Doch sie ist frustriert. Sie sagt, sie versuche sich zu integrieren, doch die Deutschen würden ihr einfach keine Chance dazu geben.

“A un certain niveau on est à se poser la question, mais qu’est-ce qu’il faut, qu’est-ce que je dois faire, j’essaie, je me dis, voilà, je suis dans un pays étranger, je vais essayer au maximum de m’intégrer, mais bon, si à chaque fois, tu as un obstacle, tu sais ne même plus, tu te dis, (seufzend) ah, ça ne vaut même plus le coût de m’intégrer aux autres, autant mieux rester dans son coin en sachant que personne viendra me blesser, ou bien rester avec les miens en sachant que je ne vais pas vivre des choses comme ça.” (Marie)

Sie sagt, die meisten Ausländer hätten Erfahrungen mit Rassismus gemacht. Dies sei der Grund, warum sie sich in ihre *Community* zurückziehen und von der Außenwelt abgrenzen würden. Auch die AfrikanerInnen würden sich zurückziehen und die EuropäerInnen zurückweisen. Dies gehe soweit, dass sogar AfrikanerInnen, die Kontakt mit EuropäerInnen hätten, nicht mehr akzeptiert würden.

“S : Est-ce que t’as vécu des préjugés?

M: O oui, il y en a eu tellement. La plupart des étrangers en a eu. Et ils se regroupent maintenant entre eux et puis rejettent aussi les autres. Même les Camerounais le font. C’est vrai que nous ici on est vraiment ouvert, on accepte tout le monde. Mais dans certains trucs on fait que ça reste bien entre nous, entre Africains-là, ou que ça reste bien entre nous Camerounais-là. [...] Je vais prendre

³⁶ Siehe z.B. Roth/Ifejika Speranza (2000) oder Arndt (2004)

un exemple: J'ai une amie qui sortait avec un français et elle était pointé du doigt des autres Camerounais que: 'La fille là avec son français-là' et tout quoi. Ce sont des choses qui existent aussi, ça il faut pas le cacher. Et quelque part quand tu demandes aux gens, si les Allemands, les Français, les Africains le font, autant mieux rester entre nous quoi." (Marie)

Auch Alice, Catherine, Giselle, Jeanne und Jacqueline haben wenig Kontakt zu Deutschen, wobei Jacqueline angibt, zumindest mit den engen Freunden ihres Mannes gut auszukommen. Die jungen Frauen erscheinen frustriert und ziehen sich aufgrund des Abgewiesen-Werdens durch die Umgebung tendenziell unter ihre afrikanischen Bekannten und unter ihre Landsleute zurück, die sie in ihrer eigenen sozialen Schicht finden. Marie hebt aber hervor, dass sich zwar viele KamerunerInnen unter ihre Landsleute zurückziehen würden, dass aber die Abgrenzung nach außen in Freiburg nicht so stark sei wie bei kamerunischen *Communities* in anderen Städten. Es gebe hier beispielsweise einen Kameruner, der mit einer Deutschen verheiratet sei. Die Frau sei in die Gemeinschaft integriert. Sie werde auf Feste eingeladen und bei den Vorbereitungen denke man an sie.

Die von meinen GesprächspartnerInnen betonte Solidarität unter AfrikanerInnen sowie die Betonung von „afrikanischen Werten“ wie Freudlichkeit und Offenheit im Umgang miteinander, kann als idealisierter Wunsch nach Solidarität gesehen werden. Dieser Wunsch nach Solidarität und Zusammenhalt resultiert aus der Erfahrung der Fremdheit, die die MigrantInnen in Deutschland machen und der Sehnsucht nach Gemeinschaft und vertrauten Strukturen. Die Gemeinschaft bietet ihnen ein Stück Heimat, die sie in Deutschland sonst nicht finden. Außer Marcus, der sein Heimatland aufgrund seiner persönlichen Erfahrung sehr kritisch beurteilt und auch nicht dorthin zurückkehren möchte, sehen alle anderen meiner GesprächspartnerInnen den Deutschlandaufenthalt als temporäre Phase in ihrem Leben. Einen dauerhaften Aufenthalt in Deutschland betrachten die wenigsten als realistisch bzw. wünschenswert. Meine GesprächspartnerInnen betonen zwar, dass der Aufenthalt in Deutschland für sie sehr wichtig ist und sie dabei viel lernen, doch vor allem die jungen Frauen sagen auch ganz deutlich, dass sie sich hier nicht sehr wohl fühlen.

„S: Würdest Du sagen, dass du dich hier zu hause fühlst?

J: In meinem Zimmer, ja (Lachen).

S: Und draußen?

J: Und draußen.., nein. In meinem Zimmer auf jeden Fall, aber in der Küche nein, überhaupt nicht. Also .., ich weiß nicht woran es liegt. Vielleicht weil ich nicht viel mit Leuten spreche. Oder weil ich nicht, mhm, weil ich spreche gern eigentlich (Lachen). Wenn ich nicht mich unterhalten kann, dann (leise, zögerlich) fühl ich mich nicht so toll. Wenn ich keinen richtigen Kontakt mit den Leuten habe, dann fühle ich mich nicht so gut in der Umgebung. Nein, ich fühl mich nicht so wohl eigentlich, woanders als in meinem Zimmer oder bei Freunden vielleicht. Es gibt bestimmte Leute, aber auf der Straße, auf der Straße ich bin fremd. Es ist genauso wie, ich bin nicht so willkommen, ja.“ (Jeanne)

Auch Marie fühlt sich hier nicht zu Hause. Ihr gefällt das Leben in Deutschland überhaupt nicht und sie möchte so schnell wie möglich nach Kamerun zurück. Sie betont, dass die erste Zeit nach der Rückkehr schwierig sein könnte, denkt aber, dass sie sich schnell wieder an das Leben in Kamerun gewöhnen würde.

“A chaque fois je me rends compte, non et non et non et non, tu n’es pas chez toi. Il y a eu des fois, j’ai essayé ..., tu vois déjà tu essaies de faire ça ta nouvelle maison, mais ça ne marche pas. Ça peut pas être pareil. Surtout quand on te regarde d’une façon bizarre. Je suis ici depuis deux ans, mais ça n’empêche que quand je monte sur le tram tout le monde me regarde avec des yeux, qu’est-ce que j’en sais. Je peux pas me sentir chez moi, parce que chez moi je sais que c’est pas comme ça. Tu te dis que ça va passer, mais il y a certaines choses qui ne passent pas et tu te rends compte que ça ne va jamais changer et tu fais avec quoi. Il y a eu des moments: ‘Was machen Sie nach dem Studium?’ Ich habe gesagt: ‚Wenn es möglich ist, dann fliege ich ganz direkt nach hause, wenn ich das nur könnte.‘ Si je finis mes études ici peut-être je trouve une bonne position, une bonne place au Cameroun, je n’hésiterai pas. Je vais rentrer sans même avoir réfléchi. C’est vrai que c’est plus pareil. Même quand tu vas peut-être aux vacances au Cameroun, il te faut d’abord quelques un, deux jours pour t’habituer encore, au clima, aux gens, mais c’est quelque chose que tu as dans le sang et ça va très vite, de rentrer dans le système.“ (Marie)

Pierre hingegen fühlt sich hier zu Hause. Er sagt, dass er Freiburg schon nach kurzer Zeit vermisst, wenn er wegfahre. Er bezeichnet sich als jemanden, der sich schnell an eine neue Umgebung anpassen kann. Ebenso gibt Louis an, sich hier zu Hause zu fühlen: „En tant qu’humain oui.“ Er sei es gewohnt, nicht mehr mit der Verwandtschaft zu leben, schon vor fünf Jahren sei er bei seinen Eltern ausgezogen. Die beiden haben vor, zunächst einige Jahre in Deutschland oder einem anderen europäischen Land Arbeitserfahrung zu sammeln und etwas Eigenkapital erwirtschaften, um dann möglichst nach Kamerun zurückzukehren. Den Rückkehrwunsch äußern auch Catherine, Giselle, Alice, Matthias und Jean-Michel. Die Personen, die sich sehr unsicher darüber sind, ob sie in nächster Zeit werden zurückkehren können, selbst wenn sie es hoffen, haben eine Art „verklärte“ Bindung zu ihrem Heimatland aufgebaut. Mathew zum Beispiel ist schon seit acht Jahren in Deutschland. Er sagt, dass er sich hier teilweise zu Hause fühlt. Zwar habe er öfter Heimweh und fühle sich manchmal unsicher, aber er hat hier viele Leute kennen gelernt und Deutschland ist kein fremdes Land mehr für ihn. Trotzdem sagt er, dass er sofort nach Kamerun zurückkehren würde, wenn er die Möglichkeit hätte, denn: „Meine Heimat ist alles, was ich habe. Da fühle ich mich sehr sehr wohl. Vielleicht habe ich da nix, aber ich bin zufrieden.“ Mathew „nutzt“ die „Community“ bzw. „Communities“ und die Beziehungen zu anderen KamerunerInnen hauptsächlich, um sich ein Gefühl der Heimat zu bewahren. Jacqueline hofft, spätestens im Alter nach Kamerun zurückzukehren. Sie möchte, dass ihre Kinder den kamerunischen Pass

behalten. Sie sollen eine gute Ausbildung machen, um dann später wenn möglich einmal in Kamerun zu arbeiten.

Alle meine GesprächspartnerInnen pflegen auch die Beziehungen zur Familie in Kamerun, vor allem zu den Eltern. Man kommuniziert so oft wie möglich über Internet und Telefon. Jeanne sagt, dass für sie das Verhältnis zu ihrer Familie durch die Entfernung enger geworden ist. Die Telefonate dienen auch dazu, das Heimweh zu mildern.

Der Solidaritätsdiskurs meiner GesprächspartnerInnen stimmt aber nicht immer mit der Praxis überein. Andere KamerunerInnen und AfrikanerInnen werden aufgrund eines wahrgenommenen „Egoismus“, der eben dieser vorgestellten Solidarität im Weg steht, teilweise sehr kritisch beurteilt. Zudem stellen meine GesprächspartnerInnen auch die Unterschiede zwischen den Menschen aus bestimmten Ländern Sub-Sahara-Afrikas heraus. Die frankophonen KamerunerInnen haben mehr Kontakt zu Menschen aus den frankophonen Ländern West- und Zentralafrikas. Die StudentInnen aus anderen afrikanischen Ländern, die Marie in der Bibliothek kennen gelernt hat, kommen vor allem aus dem frankophonen Westafrika, und zwar aus Côte d’Ivoire, Burkina Faso und Togo. Auch Pierre kennt neben kamerunischen StudentInnen vor allem solche aus Côte d’Ivoire und Togo. Dies erklärt sich einerseits aus der Tatsache, dass die StudentInnen in Freiburg vor allem aus diesen Ländern kommen. Andererseits sagt Pierre, dass er sich Personen aus den westafrikanischen Ländern näher fühle, da kulturelle und sprachliche Gemeinsamkeiten bestehen würden. Wenn er hingegen beispielsweise mit einem Kenianer spreche, habe er das Gefühl, nichts erzählen zu können.

“Si je cause avec un Kenyan j’ai l’impression que j’ai tellement peu de choses à dire que si je cause avec un Ivoirien ou un Togolais. Parce qu’au moins le Togolais ou bien l’Ivoirien, ils sont francophones. Le Kenya c’est l’Afrique australe encore en plus, de l’Est plutôt. Alors je suis beaucoup plus proche du Togolais parce qu’il est beaucoup plus proche de mon pays, c’est beaucoup plus facile.” (Pierre)

Einen Versuch, die AfrikanerInnen in Freiburg - auf christlicher Ebene - zusammenzubringen, stellen der afrikanische Chor und die afrikanische Messe dar.

Die Praxis: Der afrikanische Chor, die afrikanische Messe und ein Trauerfest

Der afrikanische Chor „Les martyrs de l’Ouganda“³⁷ ist in dem Wohnheim „Studentensiedlung am Seepark“ als Tutorat angemeldet. Er wurde vor sechs Jahren von einer kamerunischen Studentin gegründet. Der Chor ist nach Angaben meiner GesprächspartnerInnen für alle AfrikanerInnen in Freiburg gedacht. Tatsächlich besteht er zum Großteil aus KamerunerInnen. Zu Beginn gab es sechs TeilnehmerInnen, davon drei

³⁷ Bei den *Martyrs de l’Ouganda* handelt es sich um eine Gruppe von katholischen und protestantische Gläubigen, die im Jahr 1886 vom König von Buganda aufgrund ihres christlichen Glaubens hingerichtet wurden (www.afriquespoir.com/saintsdafrique/page4.html).

KamerunerInnen und drei TogolesInnen. Inzwischen sind es 13 KamerunerInnen, ein Togolese und ein Deutscher.

Die Chorprobe findet jeden Freitag abend statt und dauert eineinhalb bis zwei Stunden. Gesungen werden christliche Lieder aus Kamerun (auf Ewondo, Banganté und in anderen Sprachen), Togo (Ewe), Côte d'Ivoire, der Demokratischen Republik Kongo (Lingala) sowie auf Englisch und Französisch. Der Leiter des Chors führt die Tatsache, dass fast nur KamerunerInnen im Chor sind zum einen darauf zurück, dass die KamerunerInnen in Freiburg zahlenmäßig stärker vertreten sind als andere Gruppen. Zum anderen gibt er an, dass der Chor vielleicht nicht bekannt genug sei, und man mehr Werbung machen müsse.

Der Chor singt in der afrikanischen Messe. Diese findet jeden letzten Samstag abend im Monat in der Sankt-Albert-Gemeinde statt. Sie wird von einem Vorstand organisiert, der bei der Katholischen Hochschulgemeinde angemeldet ist. Der Vorstand besteht aus drei Personen, von denen zwei aus Kamerun kommen und eine aus Togo. Der katholische Gottesdienst findet auf Französisch statt. Nach Angaben der KamerunerInnen, die ihn besuchen, ist der Gottesdienst aber für alle AfrikanerInnen aller Religionen in Freiburg gedacht. Er ist aus dem Empfinden heraus entstanden, in einer gemeinsamen Situation der Fremde zu sein. Tatsächlich sind aber fast nur katholische frankophone KamerunerInnen und einige TogolesInnen in der Messe anwesend. Jeanne versteht nicht, warum größtenteils KamerunerInnen die Messe besuchen:

„Wir haben uns, mhm, gesagt, dass es ist nur eine Messe, also es ist egal, ob du katholisch oder evangelisch oder Muslim bist. Also, das Einzigste, also das Wichtigste, ist dass wir uns Afrikaner, unter uns treffen. Weil irgendwie, wir sind im Ausland, und wie man auf Französisch sagt: Nous devons nous serrer les coudes. [...] Diese Messe war geplant, um die Afrikaner .., mhm, zusammenzubringen, ja. Leider es klappt nicht. Es klappt wirklich nicht, weil ich kenn nur Kameruner, einige Afrikaner aus Togo, einige aus Burkina oder so. [...] Die meisten kommen aus dem französischen Teil. Und die anderen aus dem englischen Teil, sie sind fast abwesend. Ich verstehe nicht warum. Sicher haben viele Leute andere Dinge zu tun, aber nicht immer (Lachen). So, ich verstehe .. , also, ich hab neun, fast neun Mal, mhm, die Messe, also diese afrikanische Messe gemacht, und es sind immer dieselben Personen, die ich treffe. [...] Es gibt immer diese Distanz zwischen Afrikanern in Freiburg, finde ich. Es stimmt, also, dass die meisten Leute, die zum Chor gehören, Kameruner sind, aber .. wo sind die anderen Afrikaner? Es sieht so aus, als wäre diese Messe nur für Kameruner. Aber es ist eine afrikanische Gemeinschaft [...]. Ich kann das nicht interpretieren, aber ich glaube zwischen Afrikanern es gibt manchmal Probleme. Wenn du aus einem anderen Land kommst, bist du fremd, egal, wenn du Afrikaner bist, aber wenn du aus einem anderen Land kommst, du bist fremd. So einfach. Zwischen Afrikanern gibt es auch Ausländer, kann man schon sagen.“ (Jeanne)

Nach dem Gottesdienst trifft man sich im Gemeinderaum, wo es etwas zu essen und zu trinken gibt. Die Zusammenkünfte nach der Messe sind so organisiert, dass jedes Mal ein Teilnehmer und eine Teilnehmerin zusammen einkaufen gehen und für den Abend

gemeinsam das Essen zubereiten. Diese Idee hatte der Gründer der *Communauté Africaine*³⁸. Die Reihenfolge wird zu Beginn eines neuen Kirchenjahres festgelegt.

Bei meinen ersten zwei Teilnahmen an dem Gottesdienst waren größtenteils kamerunische StudentInnen anwesend. Beim dritten und vierten Mal wurde der Gottesdienst auch von Leuten aus Togo und aus Côte d'Ivoire besucht. Der Grund war ein besonderer Anlass, nämlich das Gedenken an einen ivorianischen Studenten in Freiburg, der vor kurzem gestorben war. Im Gegensatz zu den Aussagen meiner GesprächspartnerInnen, nach denen die Messe für eine Zusammenkunft aller AfrikanerInnen in Freiburg gedacht ist, stellte ich aber eine deutliche Trennung zwischen den unterschiedlichen Nationalitäten fest. Während die KamerunerInnen im Gemeindesaal die Tischreihe zur Linken einnahmen, saßen die TogolesInnen auf der rechten Seite. Auf die Frage, warum man sich denn nicht „vermische“, antwortete ein Kameruner, er fühle sich unter seinen Landsleuten „halt einfach wohl“.

Neben der Messe, in der sich viele KamerunerInnen treffen, finden Feste statt, die organisiert werden, wenn einE KamerunerIn eineN VerwandteN in der Heimat verloren hat. Im Anschluss werde ich exemplarisch eine kleine Passage aus meinem Forschungstagebuch über ein Trauerfest zitieren. Es steht an dieser Stelle, da es mit einem Gottesdienst in der Sankt-Albert-Gemeinde begann. Das Fest wurde von dem Betroffenen, einem Studenten namens Paul, und seinem Bruder organisiert, deren Mutter in Kamerun gestorben war. Sie hatten die Leute, vor allem kamerunische StudentInnen, eingeladen, um sich bei ihnen für deren finanzielle Unterstützung zu bedanken. Sie hatten im Rahmen des Vereins ACAF³⁹ Geld gesammelt, damit die beiden zur Beerdigung ihrer Mutter nach Kamerun fliegen könnten. Jeanne hatte mich zu dem Fest eingeladen.

In der Sankt-Albert-Kirche:

Der Gottesdienst beginnt etwa um 17 Uhr und dauert eineinhalb Stunden, er findet auf Französisch statt. Während der Messe wendet sich der Pfarrer direkt an Paul und seinen Bruder und erteilt ihnen seinen Zuspruch. Etwa 40 bis 45 Leute sind anwesend, darunter vier EuropäerInnen. Die Leute sind normal bis fein angezogen. Ein, zwei Männer tragen afrikanisch gemusterte Hemden, die allermeisten aber europäische Kleidung.

Paul und sein Bruder tragen als einzige einen weißen Boubou. Der Chor „Les martyrs de l'Ouganda“ singt. Am Schluss der Messe lädt der Pfarrer alle zu einem kleinen Fest im Aufenthaltsraum eines Studentenwohnheims ein. [...]

³⁸ Ich schreibe das Wort „Communauté“ bzw. „Community“ kursiv, wenn es von den Betroffenen selbst verwendet wurde.

³⁹ Der Verein ACAF („Association des Camerounais de Freiburg“) wird in Kapitel 6 genauer beschrieben.

Im „Festsaal“: Die Stühle sind im Kreis aufgestellt. In der Mitte steht ein Büffet. Vorne sind ein Laptop und Boxen für die Musik aufgebaut.

[...]

Der Großteil der Leute (etwa 35) ist eingetroffen und die meisten Stühle sind besetzt. Paul beginnt mit einer kleinen Ansprache. Er heißt alle Leute, die gekommen sind, willkommen. Er bedankt sich herzlich, dass die KamerunerInnen in Freiburg für ihn und seinen Bruder Geld gesammelt haben, damit sie die Beerdigung ihrer Mutter in Kamerun miterleben könnten. Leider habe es im Endeffekt nur für einen von ihnen gereicht, also wird er nach Kamerun fliegen. Ohne die Unterstützung seiner Freunde, die hier anwesend seien, hätte jedoch weder er noch sein Bruder nach Hause fliegen können. [...]

Paul eröffnet das Büffet. Alle essen und trinken. Es gibt kamerunische Gerichte: Reis, Hühnchen, Bohnen, Soßen, Salat, Beignets. Ich bin die meiste Zeit mit Jeanne zusammen. Dann beginnt die Musik und es wird getanzt. [...] Mit der Zeit werden es weniger Menschen. Der DJ hört auf zu spielen. Es sind noch etwa 15 Leute da. Sie singen und tanzen, dazu wird getrommelt. Die meisten sind StudentInnen vom Chor.⁴⁰

„Plus tu te sens à l'étranger, plus tu te sens lié à tes origines.“

Die Treffen mit anderen KamerunerInnen werden in Freiburg vor allem organisiert, um die institutionellen Schwierigkeiten, die alltägliche Routine und die Monotonie etwas zu vergessen, die das Leben in Deutschland mit sich bringt. Hinzu kommen die wahrgenommen kulturellen Unterschiede im Verhalten der Deutschen, das als individualistisch und egoistisch interpretiert und mit Gemeinsamkeiten unter AfrikanerInnen kontrastiert wird. Nach außen beutzen die KamerunerInnen einen Solidaritätsdiskurs. Sie bezeichnen sich als sehr solidarisch und gesellig und grenzen sich mit dieser Selbstzuschreibung als Gruppe nach außen ab. Die Gruppenbildung und der Rückzug unter die eigenen Landsleute werden durch Erfahrungen mit Vorurteilen und Rassismus forciert.

Ethnizitäts- und „race-relations“-Forscher wie Jenkins und Appiah haben darauf hingewiesen, dass eine von den MigrantInnen selbst vorgenommene Abgrenzung als Reaktion auf eine Zuschreibung von außen stattfinden kann. Individuen und Gruppen definieren ihre Identität zusätzlich zu oder als Antwort auf die an sie von außen herangetragenen Zuschreibungen (Appiah/Gutman 1996:78ff.; Nazroo/ Karlsen 2003:903ff.). Durch Vorurteile und negative Zuschreibungen, ökonomische Ungleichbehandlung oder politische Diskriminierung kann es zu einer „Ethnisierung“ von Einwanderergruppen kommen, d.h. es kann eine Zuordnung zu Gruppen, Gemeinschaften und Netzwerken statt finden, die sich durch die Beanspruchung

⁴⁰ Trauerfest für Paul und seinen Bruder zum Gedenken an deren verstorbene Mutter (Auszug Forschungstagebuch Teilnehmende Beobachtung vom 17.10.04)

einer gemeinsamen Geschichte und Kultur definieren (Scherr 2000:400f.). Neben Immunisierung und Verdrängung kann es zu einer Aneignung der fremden Stereotype mit einer Umkehrung ins Positive kommen. Die Fremdethnisierung, also die undifferenzierte Kategorisierung und Zuordnung der Personen zum Kollektiv „der Afrikaner“ führt zu einer Selbstethnisierung, d.h. zu einer verstärkten Abgrenzung nach außen, die mit einer Aufwertung der „Herkunftskultur“ bzw. des Herkunftslandes verbunden ist. Die gruppenbezogene Selbstethnisierung und die Fremdethnisierung sind miteinander verbunden (Georgi 2003:74f.).

Bei meinen GesprächspartnerInnen, vor allem bei den jungen Frauen, die von vorurteilsbehafteten Erlebnissen berichten, haben die negativen Fremdzuschreibungen eine starke positive Bewertung der eigenen Kultur hervorgerufen. Damit grenzen sich meine InformantInnen nicht nur aktiv von dem wahrgenommenen Individualismus der Deutschen ab, sondern sie schützen sich auch gegen die ihnen gegenüber geäußerten Vorurteile.

Jeanne und Giselle betonen beispielsweise, dass sie die EuropäerInnen jetzt anders sehen würden als vor ihrem Aufenthalt in Europa. Früher hätten sie gedacht, die Weißen seien beneidenswert, da sie alles besäßen, was sie wollten, und Europa sei quasi das Paradies. Diese Meinung haben sie nun, da sie das Leben in Deutschland kennen, revidiert. Man müsse sich auf seine eigenen Wurzeln zurückbesinnen und auf seine Herkunftskultur wieder stolz sein.

„J: Es gibt dieses mystère, das die Weißen, also die weiße Rasse (Lachen) hat. Weil in Afrika die Leute, also viele Leute, mhm, sind complexés, complexés auf deutsch?

S: ... fühlen sich minderwertig(?)...

J: (schnell) Jaja! Genau! Und hier habe ich verstanden, dass, also .. ich hatte dieses Minderwertigkeitsgefühl nicht. Aber hier habe ich verstanden, dass die Leute sind gleich, egal wo sie wohnen, sie sind gleich, und es ist nur (zeigt auf ihren Arm) das hier, diese Farbe. Und die Kultur. Die entscheiden alles. Aber die Leute sind gleich.“ (Jeanne)

„Je dirais que quand j’étais au pays, quand je voyais les téléfilms à la télé, c’est à dire les films européens, américains, j’enviais toujours les Européens. Je disais: ‘O mon dieu, ils ont un bon train de vie là-bas. Ils ont de l’argent, le pays est bien construit, ce pays n’a pas de problèmes que ça soit coté financier, je sais pas trop quoi .. J’enviais souvent les Européens quoi ou les Américains. J’ai été vraiment surprise quoi du mode de vie ici. Et j’ai commencé par me dire qu’il faudrait beaucoup plutôt t’intéresser à tes origines camerounaises et surtout ne pas envier les autres parce que qu’est-ce qui te fait dire qu’ils sont mieux que toi, qu’est-ce qui te fait dire que tu ne possèdes pas un plus, plus que quoi et de voir quel est ce plus et de pouvoir le mettre en valeur quoi. Donc quand je suis venu ici j’étais sure que le mode de vie ça serait dix fois mieux qu’au pays quoi, mais bon ..., coté social je me suis rendu compte que c’est tout à fait différent et je préfère dix fois mon pays que l’Allemagne quoi.“ (Giselle)

Auch Marie hat sich auf ihre „Wurzeln“ besonnen: „Plus tu te sens à l’étranger, plus tu te sens lié à tes origines parce que c’est quelque chose que tu as et on ne peut pas t’enlever, voilà.“

Als ein Beispiel für die hervorgehobene Solidarität im Ausland dient das oben beschriebene Trauerfest. Durch den afrikanischen Chor und den Gottesdienst bildet sich eine *Community* auf christlicher Ebene, die alle AfrikanerInnen in Freiburg zusammenzubringen soll. Tatsächlich handelt es sich aber um einen katholischen Gottesdienst, der zudem ausschließlich auf Französisch stattfindet. Die Messe wird daher hauptsächlich von frankophonen KamerunerInnen und manchmal von Personen aus Togo und Côte d'Ivoire besucht. Der Großteil sind StudentInnen. Anglophone und protestantische AfrikanerInnen sind abwesend. Dies zeigt, dass der ideellen Identifikation auf gesamtafrikanischer Ebene in der Realität die große sprachliche, religiöse und kulturelle Heterogenität der Sub-Sahara-AfrikanerInnen entgegensteht.

6. Gemeinschaft und sozialer Status

Eine Spaltung unter KamerunerInnen gibt es auch aufgrund der unterschiedlichen gesellschaftlichen Positionen der MigrantInnen. Aus den informellen Beziehungen entstand das Bedürfnis, sich offiziell zu treffen und Vereinsstrukturen zu schaffen. Dabei haben sich zwei kamerunische Vereine herausgebildet, bei denen die Zugehörigkeit entlang einer Trennungslinie zwischen StudentInnen und Nicht-StudentInnen verläuft. Während die ACAF ein studentisch geprägter Verein ist, besteht die ARC hauptsächlich aus AsylbewerberInnen und Berufstätigen.

Association des Camerounais à Freiburg (ACAF)

Die ACAF entstand aus der Initiative von Simon, einem 30-jährigen Studenten aus West-Kamerun. Schon früher, vor etwa fünf Jahren, hatte es einen kamerunischen Verein namens ACAF in Freiburg gegeben. Der ehemalige Präsident erzählte mir, dass der Verein damals aufgrund „persönlicher Probleme“ auseinander gebrochen sei⁴¹. Simon hatte Kontakt zu dem Vorstand des ehemaligen Vereins und sah die Notwendigkeit, in Freiburg wieder einen kamerunischen Verein zu gründen. Hintergrund ist die persönliche Geschichte Simons. Als er in Freiburg ankam, empfand er es als sehr schwierig, Kontakt zu den anderen KamerunerInnen aufzunehmen. Sie hätten nie Zeit gehabt und gemeinsame Treffen hätten nicht stattgefunden.

Simon zeichnet ein ambivalentes Bild der KamerunerInnen bzw. generell der AfrikanerInnen in Freiburg. Er ist der Meinung, dass ohne einen Verein zwischen KamerunerInnen

⁴¹ Näheres zu diesen „persönlichen Problemen“ konnte ich leider nicht herausfinden. Ein Treffen mit dem ehemaligen Präsidenten des damaligen Vereins fand nicht statt, da er durch Arbeit und Familie sehr wenig Zeit hatte.

Konkurrenzdenken und Egoismus überwiegen würden. Von außen betrachtet seien die AfrikanerInnen offen, fröhlich und solidarisch. Die Wirklichkeit aber sehe anders aus, jeder sei nur auf sich selbst und ihren/seinen eigenen Vorteil bedacht.

„Es gibt eine, die Solidarität ist nur eine Facette, die Realität es ist anders. Was im Herzen von Menschen. Ich habe gehört viele Sachen zwischen Kamerunern. Ich arbeite auch und ich mach alles, damit kein anderer Kameruner in diese Firma rein kommt. Oder so viele kleine Sachen, die passieren. Wenn die Leute einen Job suchen, ich kenne einen Job und ich sag nicht zu anderen, ich behalte es für mich. Oder zwischen Gleichen, die in der gleichen Fakultät sind, im gleichen Raum, aber sie können nicht leicht zusammenarbeiten. Obwohl Du kannst sehr leicht auch die Afrikaner, die Kameruner sehen, die reden, die sprechen. Aber in der Realität ist es anders. Es ist eine richtige Einsamkeit. Es gibt, es ist eine subtile Situation, das heißt es ist nicht einfach, das zu begreifen, was passiert eigentlich innerhalb. Ich denke, jeder Kameruner oder jeder, der wirklich dabei ist, der kann das sagen. Obwohl die Gesellschaft, die kamerunische Gesellschaft, das heißt die Leute sind auch in Kamerun offen, aber ... Es ist ein sehr großer Widerspruch, es ist kompliziert zu erklären. Warum kann man etwas sagen oder machen und gleichzeitig auch das Gegenteil auch sagen und machen. Das, es ist ein riesiger Widerspruch. [...] Sehr oft ist es, die Leute sind sehr stark, die Interessen sind sehr stark. Und ich habe mit Afrika erzählt, ich hab schon gesagt, die Leute mögen es nicht, zusammenzuarbeiten, einfach so. Aber wenn eine andere Person etwas anderes machen will, das ich nicht machen will, jeder will irgend was, jeder will oben sein, jeder will hoch, mhm .., mit allen Mitteln.“ (Simon)

Simon führt diese Konflikte zwischen AfrikanerInnen auf den Kolonialismus und „Neo-Kolonialismus“ zurück, der seiner Meinung nach die in der afrikanischen Tradition verwurzelte Solidarität zerstört hat. Er bezeichnet diesen Egoismus, den er zu erkennen meint, als eine „Mentalität“ und vergleicht ihn mit dem Verhalten der Deutschen:

„Es gibt ein sehr großes Wurzelproblem. Dieser Egoismus, Einsamkeit. Man sagt, die Deutschen sind einsam. Aber der Unterschied ist, dass die Deutschen, wenn es um Arbeit geht, die Leute sind sehr kooperativ. Wenn ich die Arbeit an der Uni ansehe, zwischen Mitarbeitern, sie arbeiten stark, die Leute arbeiten stark, damit es gibt mehr Forschung, mehr results usw.“ (Simon)

Diese „egoistischen Tendenzen“ sollen im Verein überwunden werden. Die Gründungssitzung fand am kamerunischen Nationalfeiertag, dem 20. Mai 2004, statt. Die Einladungen zu dieser ersten Sitzung wurden über das International Office der Universität Freiburg verschickt. Das hat dazu geführt, dass durch offizielle Anschreiben nur StudentInnen eingeladen wurden.

Der Präsident des Vereins, Antoine, erklärte mir, dass die neue ACAF eine Fortsetzung des alten Vereins sein solle. Auf der Gründungsveranstaltung hätten daher der Präsident der „alten“ ACAF sowie einige seit langem in Freiburg ansässige KamerunerInnen gesprochen. Der ehemalige Präsident habe die Leute aufgerufen, sich zu engagieren. Wolle man ein wiederholtes Zerschlagen des Vereines vermeiden, müssten sich die Leute in dem Verein diesmal anstrengen und persönliche Interessen in den Hintergrund stellen.

Das jetzige Büro der ACAF ist provisorisch. Zwei anglophone und zwei frankophone kamerunische StudentInnen sind darin tätig. Zuvor hatte es Diskussionen um die Beteiligung der Anglophonen gegeben. Die Sekretärin ist eine Frau.

„Es war schwer, Kameruner frankophon und anglophon zusammenzusetzen. Es war sehr schwer. Das liegt einfach, das ist so in Kamerun auch. Aber es ist schon gelöst durch die Assoziation. Im Verein wir haben es so gemacht, es gibt im Büro zwei Frankophone und zwei Anglophone. Dass, wenn alle im Büro vertreten normalerweise, das Problem ist gelöst.“ (Simon)

Der Jahresbeitrag beträgt 30 Euro. Davon sind 20 Euro Mitgliedsbeitrag und zehn Euro werden für den Kauf von Getränken für die Mitgliederversammlungen verwendet. Der Gründer Simon nennt vier Schwerpunkte des Vereins. Ziel ist es, in Freiburg eine Gemeinschaft zwischen KamerunerInnen aufzubauen. Der Verein soll bei Schwierigkeiten in Deutschland Hilfe leisten, zum Beispiel bei einem Krankenhausaufenthalt, bei Problemen mit der Ausländerbehörde oder bei der Verlängerung des Visums. Ebenso geht es darum, bei Vorfällen in Kamerun, wie zum Beispiel beim Tod eines Verwandten, finanzielle Unterstützung zu leisten. Für den/die BetroffeneN wird in solchen Fällen Geld für ein Flugticket nach Kamerun gesammelt. Letztlich soll der Verein auch dazu beitragen, in Deutschland die kamerunische Kultur zu vertreten, also Kulturveranstaltungen zu organisieren. Angedacht ist zudem die Unterstützung von Entwicklungsprojekten in Kamerun.

Der Präsident gibt an, dass die ACAF kein studentischer Verein, sondern für alle KamerunerInnen in Freiburg offen sei. Eine studentische Ausrichtung macht sich dennoch bemerkbar. So sollen beispielsweise beim International Office der Universität Freiburg Zuschüsse beantragt werden. Die Versammlungen finden zudem mangels Alternativen im Aufenthaltsraum eines Studentenwohnheims statt. Außerdem bestehen Kontakte zu anderen kamerunischen Studierendenvereinen in Deutschland, wie Kaiserslautern und Karlsruhe.

Bei den ersten zwei Versammlungen der ACAF waren nach Angaben des Präsidenten etwa 50 Leute anwesend, zu den Folgesitzungen kamen zwischen 15 und 25. Nur acht bis zehn Personen sind jedoch bisher offiziell Mitglied, d.h. sie haben den Mitgliedsbeitrag bezahlt. Der Präsident möchte mit den jetzigen Mitgliedern gute Veranstaltungen organisieren, um den anderen zu zeigen, dass sich eine Mitgliedschaft lohnt. Die Sitzungen haben zu Beginn alle zwei Monate stattgefunden. Dies wurde anschließend geändert, so dass es jetzt prinzipiell jeden Monat eine Sitzung gibt. Dies ist jedoch nicht immer der Fall, da die Räumlichkeiten manchmal nicht zur Verfügung stehen.

Alle StudentInnen, mit denen ich sprach, kennen den Verein, fünf von ihnen, Jeanne, Giselle, Marie, Mathew und Pierre, beginnen, sich z.B. bei kulturellen Veranstaltungen aktiv zu engagieren. Der Präsident erklärt die Zurückhaltung der StudentInnen aus ihrem Zeitmangel.

Keiner wolle sich richtig verpflichten und Verantwortung übernehmen, da jeder schon selbst viel zu tun hätte. Jeanne stimmt dieser Einschätzung zu. Die StudentInnen hätten keine Zeit, sich zu engagieren. Das Wichtigste sei das Diplom.

„Ich glaube, einige wollten schon was machen für die Entwicklung und es ist nicht so einfach, das zu realisieren, weil du musst irgendwie damit rechnen, mit Leuten, die dagegen sind, sie denken zuerst an sich. Ich glaube, es gibt einige hier, die schon weit waren, die versucht haben, was zu bringen und einige versuchen noch, aber für uns Studenten hier ist das Wichtigste zuerst fertig zu werden, bevor über das Land oder was anderes zu denken. Weil es bringt nichts, was für das Land zu machen, weil was hab ich? Nix, als Student hab ich nix, also ich kann nichts bringen, das einzige, das ich bringen kann, ist ein Diplom und dafür muss ich halt arbeiten.“ (Jeanne)

Einige Leute, mit denen ich sprach, sagten auch, sie würden kein Mitglied werden, da sie den Jahresbeitrag für zu hoch halten. Andere sind hinsichtlich einer Mitarbeit in dem Verein skeptisch, da sie schlechte Erfahrungen mit ihren Landsleuten gemacht haben. Mathew hat vor einigen Jahren zusammen mit anderen KamerunerInnen eine „tontine“ ins Leben gerufen. Am Anfang, als sie noch zu zehnt gewesen seien, habe es gut geklappt. Doch als es mehr wurden, sei die „tontine“ auseinander gebrochen, da das entliehene Geld von zwei Personen nicht zurückgezahlt wurde. Er ist der Meinung, dass es für AfrikanerInnen hier sehr schwer sei zusammenzuarbeiten, da jeder mit einem ganz bestimmten Ziel in Deutschland sei, das er/sie zu erreichen hoffe. Auch Catherine betont, dass die KamerunerInnen sich gegenseitig nicht helfen würden, wenn es um Dinge wie Arbeit und Besitz ginge. Als sie beispielsweise einen Job gesucht habe, wollten einige ihrer kamerunischen „Freunde“ ihr nicht weiterhelfen, obwohl sie von einem Job gewusst hätten. Darüber sei sie sehr schockiert gewesen.

Ich nahm an zwei Sitzungen des Vereins im Oktober und Dezember 2004 teil, die sich beide hauptsächlich um den Zusammenschluss der ACAF mit der zweiten Vereinigung, der *Association des Ressortissants Camerounais* (siehe unten), drehten. Zudem ging es um die Hilfe für mehrere TeilnehmerInnen, die einen Elternteil in Kamerun verloren hatten. Der Vorstand des Vereins schlug vor, Geld für die Betroffenen zu sammeln, um sie beim Flug nach Kamerun finanziell zu unterstützen. JedeR der Anwesenden sollte so viel beisteuern, wie er/sie könne.

Seit Januar 2005 werden auch unterschiedliche Aktivitäten organisiert, so die „Fête des Jeunes“ (siehe unten), ein Fußballspiel gegen den kamerunischen Verein in Kaiserslautern, eine gemeinsame Fahrt zu einem Pfarrer, der ehemals in der Gemeinde in Freiburg war, und drei „kamerunische Tage“ zur Feier des kamerunischen Nationalfeiertags am 20. Mai (siehe unten). Es soll Ausschüsse geben, die vom Vorstand gewählt werden: einen für sportliche Veranstaltungen, einen für Informationen (z.B. Arbeitsmöglichkeiten für StudentInnen) und einen Kultur-Ausschuss. Bisher konstituieren sich die Ausschüsse noch provisorisch. Nach

und nach sollen mehr Verbindungen zu anderen afrikanischen Vereinen in Freiburg sowie in ganz Deutschland aufgebaut werden.

Association des Ressortissants Camerounais de Freiburg (ARC)

Die zweite kamerunische Vereinigung in Freiburg, ARC, ist aus einer Gruppe von Freunden hervorgegangen, die sich etwa ein Jahr lang informell, zum Beispiel zu Grillfesten, getroffen haben. Der Gründer Raoul hat alle ihm bekannten KamerunerInnen zusammengebracht, indem er sie angerufen und zu einem ersten offiziellen Treffen eingeladen hat. Dieses fand am 11. September 2004 in einem Asylbewerberheim in Freiburg statt. Nach Angabe des Gründers waren mehr als 30 Personen anwesend. Zu den jetzigen Treffen kommen etwa acht bis zwölf Leute. Bisher ist die Vorstandschaft provisorisch. Der vorläufige Präsident ist ein anglophoner Asylbewerber. Der Sekretär ist frankophon, stammt aus dem Westen und ist ebenfalls Asylbewerber. Die Kassenwartin ist eine verheiratete Frau aus Yaoundé.

Die Studenten Simon und Antoine, Gründer bzw. Vorstand der ACAF, sind der Meinung, die ARC sei als Reaktion auf und Protest gegen die ACAF gegründet worden. Bei der Gründung der ACAF habe man die Einladungen über die Universität Freiburg verschickt und so vergessen, einigen KamerunerInnen, vor allem den AsylbewerberInnen, Bescheid zu geben. Diese hätten sich vernachlässigt gefühlt und daher einen eigenen Verein gegründet. Simon sieht ein, dass das ein Fehler gewesen sei. Er habe schlicht nicht gewusst, dass es in Freiburg noch Leute aus Kamerun gebe, die nichts von der Gründung der ACAF gewusst hätten. Bei der Diskussion um einen Zusammenschluss der beiden Gruppen zeigt sich, dass sich die Mitglieder der ARC benachteiligt fühlen, da sie die ACAF als „Studentenverein“ betrachten. Es geht um das Problem einer akkuraten Interessenvertretung im Verein und um die Frage der Vorstandschaft.

Dem Gründer Raoul zufolge basiert die Idee, die ARC zu gründen, auf einem besonderen Vorfall, dem Tod eines Kameruners in einer Kleinstadt im Umland von Freiburg. Durch dieses Ereignis seien sich die KamerunerInnen in Freiburg bewusst geworden, dass die Möglichkeit besteht, hier zu sterben. Jeder wünsche sich aber, in seinem Heimatland begraben zu werden. Ein Verein könne für einen Rücktransport des Leichnams in die Heimat sorgen. Der Verein gründet also in erster Linie auf der Idee, Geld zu sparen („cotisations“), um finanzielle Hilfe leisten zu können. Um für eine gerechte Verteilung zu sorgen, habe man die informelle Gruppe von Bekannten in eine offizielle Vereinigung verwandelt, „mit Regeln und Gesetzen“, das heißt, es wurde ein Vorstand gewählt und eine Satzung verfasst. Von Hilfe könnten ab jetzt nur die profitieren, die Teil der Vereinigung seien. Unterstützung könne die Vereinigung auch leisten, wenn jemand zum Beispiel Geld für seine Hochzeit benötigt oder im Krankenhaus ist. In Kamerun sei es Tradition, eine kranke Person zu besuchen und etwas

zum Essen vorbeizubringen. Dafür würde in der Runde Geld eingesammelt. Neben der gegenseitigen Hilfe, die zunächst vor allem finanziell gedacht ist, geht es auch um ein Kennenlernen der KamerunerInnen in Freiburg und darum, zusammen zu sein.

Raoul erzählte mir zudem, dass einige Leute aus der Vereinigung zusammen eine „tontine“ gründen wollen⁴². Dies sei eine Gewohnheit aus Kamerun. Eine „tontine“ stelle eine Möglichkeit dar, sich Geld zu leihen ohne dafür Zinsen zahlen zu müssen, wie dies bei der Bank der Fall ist. Die „tontine“ werde aus etwa sechs bis acht Personen bestehen.

Die TeilnehmerInnen bei Versammlungen der ARC sind AsylbewerberInnen, verheiratete Berufstätige oder Nicht-Berufstätige und ein paar StudentInnen mit Arbeitshintergrund. Sie kommen aus Freiburg und aus dem nahen Umland. Die meisten sind schätzungsweise um die 30 bis 35 Jahre alt, wobei es auch einige jüngere AsylbewerberInnen gibt. Nach Angaben Raouls stammen die meisten Personen aus der West-Provinz Kameruns und sind Bamiléké. Andere Herkunftsprovinzen sind Centre, Sud, Littoral, North-West und South-West. Die TeilnehmerInnen sind Leute, die der Gründer Raoul um sich versammelt hat. Er hat eine zentrale Stellung in der Vereinigung. Man merkt, dass sein Wort Gewicht hat. Ein kurzer Tagebuchausschnitt aus einer Vereinssitzung, an der ich teilnahm, illustriert dies:

Als es eine Diskussion um die Vorstellung der unbekanntesten Gesichter gibt, fordern einige, ich solle mich auch vorstellen. Ich weiß nicht recht, ob ich mich nochmal vorstellen soll, da ich es beim letzten Treffen ja schon gemacht habe. Raoul ergreift das Wort: man kenne mich schon von der letzten Versammlung. Einige stimmen zu. Raoul sagt, dass ich mit ihm hier sei. Ich sei in Kamerun gewesen und quasi ihre „soeur“. Daraufhin scheinen alle beruhigt und einverstanden, dass ich da bin, kein Widerspruch. [...]

Diskussion um den Zusammenschluss der beiden Vereine. [...] Raoul ist entschieden gegen den Zusammenschluss: „Wenn unser Verein einmal zerbrochen ist, wird es schwer sein, ihn wieder zu reparieren.“ Raoul sagt, dass er am vierten⁴³ nicht kommt, weil er in Kamerun sein wird. Er hat eine „Außenposition“ auf seinem Stuhl. [...]

*François sagt mir, dass er noch nicht wisse, ob er zu der Sitzung am 4. kommen wird. Er sei eigentlich gegen einen Zusammenschluss. Nicht weil Raoul dagegen ist. Immerhin sei Raoul sein Freund... Aber nein, er sei dagegen, weil es ihm eigentlich egal sei. [...]*⁴⁴

Jean-Michel erklärt Raouls Popularität und Einfluss damit, dass er manchmal Feste

⁴² Eine Definition von „tontine“ findet sich in Kapitel 2, S.13

⁴³ Termin für das erste Treffen der Mitglieder beider Vereinigungen im Studentenwohnheim.

organisiere bzw. die Leute zum Trinken einlade. Dadurch habe er sich bei den anderen KamerunerInnen beliebt gemacht.

„Raoul, c’est quelqu’un qui a de la popularité. C’est quelqu’un qui ..., en Afrique, un: tu aimes boire, tu es populaire. De temps en temps il sait comment acheter à boire, les gens restent là, ils boivent, ils sont contents. Il se disent: quand il y a Raoul il y a les boissons.“ (Jean-Michel)

Ein Zusammenschluss mit der ACAF wird von der ARC inzwischen kategorisch abgelehnt. Mit der Begründung, Gelder und Räumlichkeiten von der Universität bereitgestellt zu bekommen, würden die StudentInnen alle Posten für sich reservieren wollen. Eine Vorstandschaft, die nur aus StudentInnen bestehe, sei für die ARC aber inakzeptabel. Raoul ist der Meinung, Präsident müsse eine etwas reifere Person sein, die schon Verantwortung trage, einen Status habe, arbeite, ein Mann, der Familie, Frau und Kinder habe. Raoul selbst betont, dass er selbst aber das Amt des Vorstandes nicht einnehmen wolle, er habe sich sogar geweigert, obwohl die anderen Mitglieder ihn als Vorstand wählen wollten.

Die Gründe für die Teilnahme an Versammlungen der ARC ergeben sich aus den spezifischen Problemen, denen man hier begegnet, sowie aus der Angst, hier in Deutschland in Schwierigkeiten geraten zu können. Dabei hofft man auf die Unterstützung der eigenen Landsleute. Jacqueline, Roger und Jean-Michel nehmen an den Treffen der ARC teil. Für Jacqueline bieten sie vor allem die Möglichkeit, sich mit den anderen über ihre Erfahrungen mit Vorurteilen und Rassismus auszutauschen. Sie sagt, es helfe ihr, mit anderen Leuten zu reden, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Jean-Michel nimmt vor allem an den Treffen teil, da er im Falle seines Todes in Kamerun beerdigt werden möchte. Er hofft, dass die Vereinigung dafür Sorge tragen kann. Außerdem freue er sich immer, wenn er mit anderen KamerunerInnen zusammenkommen könne. Dies biete ihm die Möglichkeit, Neuigkeiten aus Kamerun zu erhalten und Erinnerungen aufzufrischen. Jean-Michel bezeichnet dies als „Im-Kopf-Reisen“.

Ich habe an zwei Sitzungen der ARC teilgenommen. An beiden wurde hauptsächlich das Thema des Zusammenschlusses mit der ACAF behandelt. Es waren etwa zehn bis 15 KamerunerInnen anwesend. Die Treffen liefen auf Französisch ab. Die Sitzungen gleichen eher als die der ACAF einem informellen Beisammensein. Einige Themen werden besprochen, man tauscht Neuigkeiten aus und isst und trinkt zusammen. Für „Neuankömmlinge“ ist die Vereinigung eine Möglichkeit, ersten Kontakt zu Landsleuten zu bekommen und Hilfestellungen und Informationen für die Anfangszeit zu erhalten. So stellte sich bei einer Versammlung der ARC ein Asylbewerber vor, der vor kurzem aus Karlsruhe nach Freiburg versetzt worden war. Er sei Friseur und bot den anderen an, sich von ihm die

⁴⁴ Tagebuchausschnitt Teilnehmende Beobachtung vom ARC- Treffen am 27.11.2004, 17 Uhr bis 21 Uhr 30.

Haare schneiden zu lassen. Andere gaben Neuigkeiten aus ihrem Leben bekannt und luden die anderen zum Beispiel zu einer Taufe ein.

Wie stark der interne Zusammenhalt wirklich ist, kann ich nicht genau beurteilen. Der Gründer Raoul beurteilt manche TeilnehmerInnen aber sehr kritisch. In seiner Gruppe kämen manche Leute zu Treffen, nur um sich ständig zu beschweren, ohne aber selbst einen besseren Vorschlag vorzubringen. Manche würden von vornherein sagen, dass das was die andern tun, schlecht sei. Wenn es tatsächlich schlecht sei, solle die Person versuchen es besser zu machen und nicht immer nur für sich bleiben und es ablehnen. Seiner Meinung nach gibt es zu viele „Theoretiker“, die viel reden, aber nichts tun. Dies bezeichnet er als „Sabotage“. Zudem gebe es einen Kern von Personen, die immer auf die Treffen kommen und dann andere, die heute kommen würden und beim nächsten Mal dann plötzlich wieder nicht: „Ils sont comme les grignotants“. Dies bezeichnet er als „afrikanisches Problem“. Außerdem sind die Leute seiner Meinung nach nicht bescheiden genug. Jeder wolle Präsident sein.

Auch Jean-Michel äußert sich kritisch. Er misstrauet inzwischen den anderen TeilnehmerInnen der Gruppe. Er ist der Meinung, dass sie ihre Zeit mit Trinken vergeuden. Hinzu käme ihre Unehrlichkeit. Eine Zusammenarbeit sei schwierig, weil das Vertrauen fehle. Projekte mit ihnen zusammen ins Leben zu rufen, sei für ihn unmöglich. Er wende sich lieber an Deutsche, wenn es darum gehe, etwas Neues zu schaffen. Auf seine „frères africains“ sei in dieser Hinsicht kein Verlass. Auch Roger erzählt, dass ihn die KamerunerInnen in Freiburg sehr enttäuscht hätten. Als er im Krankenhaus war, habe ihn keineR von ihnen besucht. Ausschließlich die Personen, die er in der Kirche kennen gelernt habe - vor allem Togolesen - hätten ihm einen Besuch abgestattet, nicht aber seine Landsleute. Roger erzählte mir auch von einem Konflikt zwischen den Personen mit und denjenigen ohne gesicherten Aufenthaltsstatus. Erstere würden sich teilweise als etwas „Besseres“ fühlen und mehr Bestimmungsrechte fordern als die anderen. Er hofft, dass die Vereinigung die KamerunerInnen in einer Gemeinschaft zusammenbringt, so dass sie sich ab jetzt gegenseitig unterstützen.

„Il y a toujours un conflit entre le milieu étudiant et les non-étudiants.“

Aufgrund der unterschiedlichen Netzwerke der beiden Gründer haben sich zwei kamerunische Vereinigungen gebildet. Beide verbindet die Idee, aufgrund der nationalen Zugehörigkeit und einer ähnlichen Situation in Deutschland einen Raum der gegenseitigen Hilfe und Soziabilität zu schaffen. Es handelt sich um eine „Positionierung“ im Sinne Halls: um in Freiburg Unterstützung, Ressourcen und Anerkennung zu erhalten, müssen die MigrantInnen sich selbst organisieren und eine Stellung einnehmen, von der aus sie handeln und sprechen können. Roger hält es für wichtig, dass die KamerunerInnen in Freiburg zusammenkommen,

da sich hier alle in derselben Situation befänden. Jean-Michel drückt dies so aus:

„On dit souvent: Quand on est faible on doit réunir les forces pour être fort. Prenons un exemple: Porter une table. Seul ce n'est pas possible. A deux on le fait avec un bras. C'est pourquoi pour nous c'est un reflex de s'unir et de former une force. Etant seul, demander à Freiburg, au Rathaus par exemple (...). En groupe on a plus de chance. L'union fait la force.“

Die ARC ist eine Gruppe, deren Mitglieder sich vor allem auf Treffen in lockerer Atmosphäre austauschen, und die sich gegenseitig unterstützen wollen. Dass es eine „Tontine“ geben soll, deutet darauf hin, dass es ganz besonders um gegenseitigen Beistand, vor allem auch finanzieller Art, geht. Auch die ACAF unterstützt ihre Mitglieder finanziell bei schweren Problemen wie dem Tod eines Familienmitglieds in Kamerun. Die ACAF sieht sich als „der richtige“ kamerunische Verein in Freiburg. Die andere Gruppe, die ARC, sei lediglich eine Protestreaktion der Personen, die nicht auf die Gründungsveranstaltung der ACAF eingeladen worden seien. Die ACAF kann mehr als die andere Vereinigung nach außen treten und organisiert zum Beispiel kulturelle und sportliche Aktivitäten. Als studentischer Verein hat sie es leichter, Räumlichkeiten und finanzielle Unterstützung von der Universität oder der Stadt zu bekommen. Auf den Veranstaltungen soll die Präsenz der KamerunerInnen in Freiburg gezeigt und kamerunische Kultur einem deutschen Publikum näher gebracht werden.

Die von den Mitgliedern der zwei Vereinigungen vorgebrachten gegenseitigen Beurteilungen sind von Skepsis und Vorurteilen geprägt. Manche TeilnehmerInnen der ARC erzählten mir, die StudentInnen würden sie nicht grüßen. Sie seien hochnäsig und hielten sich für etwas Besseres. Raoul sagt, er könne sich in einem Verein, der für Studenten gedacht sei, nicht wohl fühlen. Eine Vorstandschaft, die ausschließlich aus Studenten bestehe, könne die Interessen von Asylbewerbern und berufstätigen Personen nicht akkurat vertreten.

Die StudentInnen hingegen pochen darauf, dass ihr Verein für alle KamerunerInnen in Freiburg gedacht ist, doch heben sie auch hervor, dass man außer der gleichen Nationalität mit der anderen Gruppe nicht viel gemeinsam hat: „Je pense aussi qu'ils se sentent bien là-bas entre eux demandeurs d'asile. Je sais pas trop. La vie d'un étudiant c'est sa maison et l'uni. Et en dehors tu peux pas connaître“ (Marie). Dass es schlicht keine Situationen gibt, in denen sich beispielsweise AsylbewerberInnen und StudentInnen treffen und kennenlernen könnten, betont auch Marcus, der als Asylbewerber nach Deutschland kam und derzeit Student ist:

“I told some friends, students come here. They come here they are even in stress of getting accommodation. All they do is they apply to different houses. There in the houses they meet other students. And what they do is, they get in struggle to adapt, they have maybe language classes, they have other courses, so when they go to the courses, they come back, they meet other students. They make friendship. They are just like you, too. When you are in the asylum camp you can meet other asylum seekers. You make friends. It is because they have not the

point of meeting, yeah, that students have not been able to integrate much with the political asylum seekers.” (Marcus)

Aber nicht nur zwischen den beiden Gruppierungen, sondern auch innerhalb gibt es Konflikte und kritische Stimmen. Die Solidarität zwischen AfrikanerInnen im Ausland und zwischen KamerunerInnen, von der meine GesprächspartnerInnen schwärmen, hat ihre Grenzen. Roger, Jean-Michel und Raoul aus der Gruppe *Ressortissants Camerounais de Freiburg* betonen deutlich den Egoismus ihrer Landsleute. Auch die StudentInnen Simon, Catherine und Mathew erzählen, dass die KamerunerInnen sich tatsächlich nicht immer helfen würden, sondern dass vielmehr jeder nur auf seine eigenen Interessen bedacht sei. Diesem Egoismus entgegenzuwirken, ist ein Grund, warum die ACAF gegründet wurde:

„Es sieht zwar sehr locker aus, in der Solidarität und so weiter, aber richtige Zusammenarbeit ist sehr schwer unter Afrikanern. Zusammenarbeit, das heißt intensiv arbeiten, zusammen und in eine Richtung, mit demselben Ziel, ist noch zu schaffen.“ (Simon)

7. Nationale und ethnische Identität

Ethnische Zugehörigkeit und Herkunftsdorf

Die meisten meiner InterviewpartnerInnen sowie die meisten anderen KamerunerInnen, mit denen ich mich unterhielt, bezeichnen sich als Bamiléké, da der Vater und zumeist auch die Mutter dieser ethnischen Gruppe angehören. Die Identifikation als Bamiléké findet statt, obwohl die Personen mit ihrer Familie, meist Eltern und Geschwistern, schon lange aus dem Westen fortgezogen und in Yaoundé oder Douala aufgewachsen sind bzw. längere Zeit dort gewohnt haben. Als sie noch in Kamerun waren, sind meine InterviewpartnerInnen nur in ihre Heimatregion gefahren, um den dort noch wohnhaften Rest der Familie, vor allem die Großeltern zu besuchen.

„Je viens de la province de l’Ouest du Cameroun, mais j’ai vécu, j’ai grandi à Douala. Donc j’ai pas vécu dans le village, d’où je suis originaire, voilà. On y va tous les vacances. Quand j’étais petite je suis allé. Et puis même maintenant si je retourne, je vais passer là-bas. Bon, c’est vrai que mes grand-parents ne vivent plus. C’est vrai que si j’y vais c’est pour rencontrer peut-être d’autres personnes de la famille. Mais quand ils étaient encore vivants tous les vacances on y allait.“ (Pierre)

Der ethnischen Herkunft der anderen KamerunerInnen in Freiburg messen die Befragten keine sehr große Bedeutung zu. Außer Jean-Michel (Bamiléke) gaben die GesprächspartnerInnen an, nicht explizit nach Angehörigen ihrer eigenen ethnischen Gruppe gesucht zu haben oder zu suchen. Untereinander spricht man im Allgemeinen französisch,

englisch, Pidgin-englisch oder „anglo-français“. Der Grund dafür liegt für Jeanne schlicht darin, dass hier Leute aus unterschiedlichen Regionen und mit verschiedenen Sprachen zusammenkommen und man sich nur so miteinander verständigen könne. Die gemeinsame Sprache unter Jugendlichen, das „Anglo-Français“, verbinde zudem.

„Wir wissen, wie wir zuerst gelebt haben, und das macht schon, mhm .., das verbindet. Weil das Leben in Kamerun sehr schwer ist und, mhm, sie haben so eine gemeinsame Geschichte und .. das verbindet uns irgendwie. Und es gibt auch diese besondere Sprache für Jugendliche, es ist eine Mischung von Sprachen. Das verbindet auch die Leute. [...] Die besonders Jungen, die benutzen diese Sprache, zwischen 12 bis 30 Jahre. Es ist so eine Mischung eigentlich, französisch, englisch und Dialekte und und und.“ (Jeanne)

Louis erzählt dass er es vermeide, mit anderen sein „Patois“⁴⁵ zu sprechen. Treffe er jemanden aus Banganté wechsele er mit dieser Person nur ein oder zwei Wörter in der gemeinsamen Sprache. Die anderen könnten dies sonst als schlecht interpretieren. Er sei in Kamerun mit Vorurteilen gegenüber den anderen ethnischen Gruppen aufgewachsen. Man sage, die Bamiléké würden die Wirtschaft beherrschen und die Bété seien in der Regierung. Zudem gebe es Ethnien, zwischen denen eine Heirat nicht erwünscht sei. Dass die Mitglieder der einzelnen ethnischen Gruppen unter sich bleiben, das sind für ihn aber nur „Tendenzen“. Selbst in Kamerun sei die Unterscheidung zwischen den Ethnien für die Jugendlichen tatsächlich nicht sehr wichtig. Dies sei eher auf der Ebene der Politiker und der „Meinungsführer“ der Fall.

Pierre hingegen erzählt, dass es in Kamerun schon wichtig wäre zu wissen, woher die andere Person komme. Im Ausland allerdings werde die Solidarität der KamerunerInnen und die gemeinsame Situation als wichtiger erachtet als die regionale Herkunft.

„Au niveau du Cameroun, c’est quand même un peu, oui, c’est un peu fort, c’est à dire, de toute manière, ça vaut pour chacun l’envie d’être fier de là où on vient. C’est important de l’affirmer. Mais bon, ici .., ici c’est pas trop le cas, non, non, au Cameroun oui, mais ici non. Ici il y a plein de Camerounais que je connais, que je connais même très bien, mais je pourrais pas te dire d’où il vient. Parce que c’est pas ça le plus important pour moi. [...] Mais puisque déjà ici on est tous deux déjà un peu étranger, ça sert à rien d’être encore gênant envers l’autre.“ (Pierre)

„In Freiburg zum Beispiel, es gibt, mhm, einige Leute, die aus demselben Dorf kommen, und das ist einfacher für sie zu kommunizieren. Aber für andere, eigentlich es ist kein Problem, aber (Lachen) naja, die Leute, die aus demselben Dorf kommen, haben immer stärkere Beziehungen als die anderen, so. [...] Also in Freiburg zum Beispiel, mhm, gibt es Leute, die aus Bafang kommen .. und da gibt es schon starke Beziehungen zwischen ihnen. Aber eigentlich es gibt keine richtige Probleme von Dörfer oder Städte oder sowas zwischen Kamerunern. Wenn jemand im Ausland ist, dann spielt das keine Rolle mehr. Das wichtigste ist die Solidarität. Die Kommunikation, ja, das war’s schon.“ (Jeanne)

⁴⁵ „Patois“ steht für „Dialekt“ und bezeichnet die indigenen Sprachen, also Banganté, Bafang, Ewondo etc.

Zudem könnten Nicht-KamerunerInnen gar nicht zwischen den unterschiedlichen Ethnien in Kamerun unterscheiden, sie wüssten nicht einmal, dass es sie gibt. Wenn überhaupt, dann habe die ethnische Unterscheidung daher nur innerhalb, also zwischen KamerunerInnen eine Bedeutung. Nach außen werde sie unwichtig, und nur die Nationalität bzw. die gemeinsame Situation „in der Fremde“ spiele eine Rolle.

„Au vue d’un non-Camerounais, je veux dire quelqu’un qui n’est pas Camerounais, il ne sait pas, il ne peut pas faire la différence entre un Bamiléké, entre un Douala, entre un Yaoundé, entre un gars du Nord, il ne connaît pas. Lui il nous connaît seulement comme Camerounais. A quoi donc ça sert de vouloir faire cette différence. Mais on le fait quand on est chez nous.“ (Pierre)

Auch Jacqueline ist der Meinung, dass hier im Ausland die Unterschiede zwischen KamerunerInnen eigentlich verschwinden müssten. Sie erzählt, dass sie lange Zeit in Paris verbracht und zudem viele Bücher gelesen hat. Früher habe man ihr in Kamerun gesagt: „Wenn er Bamiléké ist, ist er nicht auf deiner Seite, er ist dein Feind“. Man müsse aber nicht alles glauben. Für sie sei es jetzt egal, ob jemand Bamiléké sei, Béti, Fulbe, ob Muslim, denn hier im Ausland würden alle in der gleichen Situation leben:

“Dans le cadre du Cameroun nous sommes pareils et acceptons nous, parce que nous sommes tous traités de la même façon. Le racisme qu’on vit maintenant, à l’époque d’autres l’ont vécu. Et donc on a un seul point commun et ce que nous sommes noirs et donc nous sommes des frères. Nous sommes pareils. Je vois pas où il y a la différence.” (Jacqueline)

Als einziger Befragter sagt der Asylbewerber Jean-Michel ausdrücklich, dass er zunächst den Kontakt zu anderen Bamiléké gesucht hat, da er mit jemandem zusammen in Kamerun ein Projekt ins Leben rufen möchte. Dafür fand er Bamiléké geeigneter als Angehörige anderer ethnischer Gruppen, da sie Arbeiter seien. Die Douala hingegen seien Gauner, die Béti faul und leicht zu verängstigen. Mit der Zeit habe er den Versuch mit anderen Bamiléké zusammenzuarbeiten aber aufgegeben, da er inzwischen allen KamerunerInnen in Freiburg misstrauere. Seiner Meinung nach vergeuden sie ihre Zeit nur mit Trinken.

Die Beziehungen unter Leuten aus demselben „Dorf“ sind in Freiburg nach Aussagen aller InformantInnen etwas stärker als zu denen anderer ethnischer Gruppen. Die Herkunft aus einem bestimmten Dorf zeigt sich vor allem in den unterschiedlichen Sprachen, die meine InterviewpartnerInnen sprechen. Auch wenn sich Personen, die unterschiedliche Sprachen der Westprovinz sprechen, in etwa verstehen können, gibt es Unterschiede zwischen den Sprachen, die vor allem lexikalischer Art sind. Marie (Bafang), Pierre (Banganté), Giselle und Catherine (Batouffam) und Alice (Batcham) sind in Douala bzw. Yaoundé aufgewachsen. Sie sagen, dass sie ihre Sprache recht gut beherrschen, die Eltern haben es ihnen beigebracht. In der Familie und mit den Freunden hätten sie aber hauptsächlich französisch gesprochen. Das „Patois“ verwenden sie hauptsächlich, wenn sie Verwandte im Dorf besuchen, was

regelmäßig der Fall sei.

Louis und Jacques und die beiden Asylbewerber Roger und Jean-Michel haben lange bzw. ständig in Kleinstädten in der Westprovinz gelebt und behaupten, ihr „Patois“ (Banganté, Banjoun) gut zu beherrschen. Louis gibt außerdem an, Pidgin, „anglo-français“⁴⁶ und etwas Ewondo zu sprechen, das er von einem Nachbarn gelernt hat. Ebenso sagen Hélène (Bassa) und Jacqueline (Ewondo), die beide lange in Yaoundé gelebt haben, dass sie ihre Sprache gut sprechen können. Hélène, die sich als sprachbegabt bezeichnet, spricht außerdem Eton, Ewondo und ein bisschen Douala. Eton ist die Sprache ihres Stiefvaters. Ewondo und Douala hat sie durch Freunde und Nachbarn in Yaoundé gelernt.

Auch die beiden anglophonen Befragten sagen, dass sie die Sprache ihres Herkunftsdorfes gut beherrschen. Sie erzählen beide, dass sie in Yaoundé regelmäßig an Versammlungen ihres Herkunftsdistriktes (subdivision) teilgenommen haben, in deren Rahmen Kultur und Sprache dieser Region gefördert und beispielsweise traditionelle Tänze veranstaltet oder Fußballturniere organisiert wurden. Sie sprechen außerdem beide Pidgin-Englisch.

Jeanne (Banjoun) ist die einzige, die ihre Sprache gar nicht kann. Sie war noch nie in ihrem Dorf. Sie findet das schade und es ist ihr sogar etwas peinlich. Irgendwann möchte sie ihre Sprache auf jeden Fall lernen.

„Normal ist das eigentlich nicht aber es gibt immer mehr Leute, die wie ich sind, die ihre Dialekte nicht sprechen können oder nicht verstehen können, weil die Eltern ihnen das nicht beigebracht haben. Es kommt wirklich mehr, es gibt immer mehr Leute, die dieses Problem haben. [...] Ich wäre stolz auf mich, wenn ich das sprechen könnte. Es ist auch ein Teil von der Kultur. Und wenn du das nicht kannst, dann fehlt dir schon was, auf jeden Fall. Ich kann nicht ins Dorf gehen und einfach mit den Leuten sprechen. Es ist klar, wenn ich nach Banjoun gehe, dann soll ich auch ein bisschen Banjoun sprechen, damit ich die Leute verstehe. Ich finde das schade, wenn ich dahingehe und das nicht machen könnte. Und dass ich eigentlich aus dem Dorf komme, das nervt mich ein bisschen, das ist ein Thema .. Aber, dort kann ich nix machen, ich muss irgendwie das lernen. Wie kann ich noch nicht sagen. Ich kenn schon einige die das sprechen, aber nicht gut. Vielleicht mit der Zeit kommt das einfach.“ (Jeanne)

Jeanne führt die Tatsache, dass Leute, die aus demselben „Dorf“ kommen, in Freiburg tendenziell mehr zusammen sind und mehr gemeinsame Dinge unternehmen als mit anderen, auf eine „Gewohnheit“ zurück. Man könne in der eigenen Sprache sprechen und Erinnerungen austauschen. In Freiburg gebe es zum Beispiel mehrere Personen, die aus Bafang kommen.

So wie Marie. Sie erzählt, dass die unterschiedlichen Dörfer in der Westprovinz sich neben der Sprache auch in ihren Traditionen, beispielsweise in bestimmten Gesängen und Tänzen,

⁴⁶ Jeanne zufolge wird „Anglo-Français“ unter jungen KamerunerInnen zwischen 12 und 30 Jahren gesprochen. Es ist eine Kreolsprache aus Englisch und Französisch, wobei Wörter aus indigenen Sprachen mit einfließen.

voneinander unterscheiden. Auf die Kultur ihres Herkunftsortes ist sie stolz, ihr Ursprung ist ihr sehr wichtig. Sie sucht aber nicht bewusst nach Leuten aus Bafang. Vielmehr erzählt sie, dass sie erst nach langer Zeit in Freiburg plötzlich von jemandem erfahren hätten, dass er aus demselben Dorf komme wie sie.

„Ici maintenant ça ne joue aucun rôle. J’ai connu des gens longtemps, longtemps, longtemps et un jour on te demande: ‚Tu viens d’où du Cameroun?‘. Tu dis: ‚Je suis née à Douala.‘ On te dit: ‚Attends tu parles en quel patois?‘, tu dis: ‚en Bafang‘, et on te dit: ‚Ah, tiens, moi aussi‘. Tu vois? C’est la surprise. C’est pas qu’on se sent mieux avec.“ (Marie)

Hélène empfindet es als freudige Überraschung, auf jemanden zu treffen, der ihr „Patois“ spricht:

„Jedenfalls freue ich mich, wenn ich jemanden treffe, der auch aus meinem Land kommt. Mhm .. Aber ich lege keinen Wert drauf. Ich spreche manchmal sogar deutsch mit ihm. Und dann fragen sie, weil ich frage das eigentlich nicht, aus welchem Teil von Kamerun ich komme und was für eine Sprache ich spreche, was für einen Dialekt und so. Wenn wir denselben sprechen, dann können wir auch manchmal in diesem Dialekt sprechen. [...] Das ist sehr witzig, dann fühle ich mich so wie in Kamerun wieder.“

Auch Jacques, der aus Banjoun kommt, sagt, dass er stolz (*fier*) auf seinen Herkunftsort ist. Jacques wurde von seiner Frau, die aus demselben Dorf kommt wie er, und die schon vor ihm in Deutschland war, hier empfangen. Zum Heiraten sind die beiden extra gemeinsam in ihr Herkunftsdorf in den Westen Kameruns gefahren. Jacques erzählt, dort würden die Verwandten respektiert. Dies sei seine Tradition:

„Les coutumes, les parents sont là. Donc ça c’est mon identité. [...] Nous à Banjoun on a du respect envers des parents. La première des choses c’est ma femme et moi et mon père et ma mère. Ma femme, son père et sa mère. Ça c’est une tradition Bamiléké.“

Auch Roger empfindet Stolz (*fierté*), wenn er jemanden aus Banganté trifft. Ebenso ist Raoul, Gründer der ARC, froh, wenn er hier jemandem aus seinem Dorf Bafang begegnet. Es gebe stärkere Beziehungen. Dies führe aber nicht zu einer Trennung zwischen den ethnischen Gruppen.

„Il n’y pas une très grande séparation. Mais dans le comportement déjà ça se voit. [...] Il y a beaucoup de trucs culturels qui regroupent les gens. Ils ont les mêmes souvenirs et puis comme ça. Donc ils ne le font pas parce qu’ils veulent faire du mal à quelqu’un, mais c’est une question d’habitude ... Et parfois le fait de vouloir parler le dialecte. Et puis c’est comme ça qu’ils se retrouvent.“ (Raoul)

Louis sagt, dass man sich mit Personen, die aus demselben Dorf bzw. derselben Region wie man selbst kommt, „sicherer“ fühle als mit anderen:

„Par exemple, si deux personnes de Bafang se rencontrent, ils se regroupent. Il y a des choses qu’ils font ensemble qu’ils ne font pas avec le reste du groupe. On se rencontre plus, on entreprend beaucoup plus ensemble, entre gens au même

village comme on dit au jargon. C'est dû au fait qu'on est content de voir quelqu'un de la provenance de sa région. On se dit des choses en langue. On se rappelle certains souvenirs qui se sont déroulés dans le village et auxquels ces gens participent. Ça crée un lien de proximité. On est toujours content de retrouver les siens avec qui on peut parler ce dialecte-là. On se sent sur avec quelqu'un qui vient du même village.“ (Louis)

Vereine auf Dorfebene gibt es in Freiburg nicht. Nach Aussagen einiger InformantInnen wurden in einigen größeren Städten Deutschlands, wie beispielsweise in Karlsruhe und Berlin, Vereine der Provinzhauptstädte des „Bamiléké-Landes“ gegründet: Bafoussam, Mbouda, Bafang, Dschang und Banganté. In Berlin gibt es laut Marie einen Verein von Personen aus Bafang, der Kultur und Sprache Bafangs in Deutschland fördert. Marie bedauert, dass sie noch nie an einer Sitzung dieses Vereins hat teilnehmen können, sie hat nur davon gehört.

Der Grund dafür, dass es in Freiburg keine Vereine auf Dorfebene gibt, wird darin gesehen, dass es hier insgesamt nur relativ wenige KamerunerInnen gibt. Es würde daher keinen Sinn machen, sich noch einmal untereinander aufzuteilen.

„C'est sûrement parce que la remonte n'est pas aussi grande qu'au pays quoi, qu'au Cameroun, parce qu'ici d'abord nous sommes une petite communauté et les peu de Camerounais ou d'Africains qu'il y a ici, peu importe de quelle ethnie. Ce petit groupe-là reste toujours une communauté pour pouvoir s'entraider quoi. Il y a pas de groupes qui se forment.“ (Giselle)

„Es ist zu klein hier. Die Leute leben einfach ... Nein, es ist zu klein, um solche Sachen zu machen. Das gibt es in großen Städten wie Berlin, Karlsruhe. Ja.“ (Simon)

Raoul sagt aber voraus, dass es auch in Freiburg Vereine auf Dorfebene geben wird, wenn mehr KamerunerInnen hier sein werden:

„Il y a aussi des associations ethniques ici en Allemagne. Les ressortissants de tel ou tel village qui se retrouvent. Mais pas ici à Freiburg, c'est encore trop petit. Mais ça viendra avec le temps, quand il y aura plus de gens. Ça c'est sûr.“ (Raoul)

Anglophone und Frankophone

Anglophone KamerunerInnen unternehmen nach Angaben der frankophonen Befragten untereinander mehr als mit Frankophonen. Der Grund liegt ihrer Meinung nach in der einfacheren Kommunikation, da Sprachbarrieren wegfallen. Dies ist aber nur eine Tendenz, von keinem der Befragten wird die Trennung als gravierend beschrieben.

„Les Anglophones préfèrent beaucoup plus être avec les Anglophones, pas parce que .., je dirais parce que quand quelqu'un cause l'anglais, il se sent beaucoup plus à l'aise de causer l'anglais que de causer le français. Ça veut dire donc entre Anglophones c'est clair que quand ils sont entre eux le dialogue passe beaucoup mieux. Mais cela pourtant n'empêche pas que le dialogue entre les Francos et les Anglophones ne puisse pas passer quoi, ça passe toujours. On s'entend toujours.“

(Giselle)

Wie stark der Kontakt zwischen Frankophonen und Anglophonen auf der Ebene der einzelnen Personen ist, hängt in einem ersten Schritt von der Sprachkompetenz der Beteiligten ab. Die beiden anglophonen Befragten sprechen beide auch sehr gut Französisch, sie haben lange Zeit an der Universität in Yaoundé studiert und in der Hauptstadt gewohnt. Der Kontakt zu Frankophonen steht ihnen auf der Sprachebene also prinzipiell offen. Etwas anders ist dies auf Seiten der frankophonen KamerunerInnen. Manche geben an, nicht so gut Englisch sprechen zu können. Sie haben daher mehr Kontakt zu anderen frankophonen KamerunerInnen bzw. AfrikanerInnen. Frankophone wiederum, die Englisch sprechen, sagen, dass sie einen guten Kontakt zu den Anglophonen besitzen.

Meine beiden anglophonen Gesprächspartner stellen einen Unterschied im Verhalten von frankophonen und anglophonen KamerunerInnen fest. Sie bezeichnen das Verhalten der Frankophonen als manchmal nicht angemessen. Mathew sagt, die Frankophonen würden in Versammlungen immer sehr laut sprechen, fast schreien. Sie könnten nicht in einem „ganz normalen“ Tonfall sprechen, jeder würde gleichzeitig reden. Dies sei hier in Freiburg genauso zu bemerken wie in Kamerun. In etwa die gleiche Richtung geht Marcus' Bewertung. Er gibt an, mehr anglophone als frankophone Freunde zu haben. Im Vergleich seien anglophone KamerunerInnen früher erwachsen und im Allgemeinen hält er sie für reifer, konzentrierter und disziplinierter. Er führt dies auf ihre Erziehung zurück.

“I don't always like to see any major difference between Anglophones and Francophones. But one thing I discover, even those students, even with the young Anglophone students, they are very disciplined, I mean respectful. Because of the upbringing. Most of them passed through boarding schools, colleges that are from the church, where discipline is one of the major focuses. Apart from that, I don't see any differences. Well, some are a little bit more naive. Some are very excited, yeah, that we are in Europe you know. They want to dress like music stars, like MTV you know. But others are more focussed, they have real attitudes. [...] A friend that I can count on is French-speaking. I got four, I mean, four Cameroonians that are Anglophones that I know that are people I can count on. I got also other guys, mature guys. I mean Francophones out of Freiburg that I can count on, yeah. These are mature guys who, if there's something major thing happens to..., major change or so, I tell them I'm doing so. These are people I know I can count serious. They are more from the English-speaking part, yeah, I mean the younger ones. [...] It's not only discipline but how an individual takes you serious.” (Marcus)

Auf der einen Seite betont Marcus zwar, dass er einen Unterschied zwischen Anglophonen und Frankophonen sieht, andererseits aber möchte er das Verhalten von Personen nicht auf ihre Herkunft reduzieren, sondern denkt, dass es mehr auf die persönliche Geschichte und die Erfahrungen einer Person ankommt als auf den Herkunftsort. Er sieht einen Unterschied zwischen StudentInnen, die noch von ihren Eltern abhängig und relativ unselbständig sind,

und solchen, die beispielsweise vor ihrem Aufenthalt in Deutschland nicht mehr bei ihren Eltern gewohnt haben.

“There is a difference between those students who come here and depend on their parents, depend solely on their parents, and haven’t had any major experience of hardship with exams, certain laws and things like that. But those that have really gone through some kind of situations that they really had to take their life into their hands, most of them are more mature, most of them are more serious, they are more focused. And those that have lived away from their parents back at home I think that’s one major experience. That even you can distinguish in the attitude of different Cameroonians here. After their baccalauréat they left their parents somewhere, studying away, they have had an experience out of house and when they come here they are more mature. While those they just had their A-levels and came here directly you see that immaturity.” (Marcus)

Spannungen zwischen anglophonen und frankophonen KamerunerInnen finden manchmal in Diskussionen um die Politik oder die Entwicklung in Kamerun Ausdruck. Lewis bezeichnet diese Auseinandersetzungen aber als harmlos, es gehe nur um Kleinigkeiten. Sein bester Freund sei ein frankophoner Kameruner. Mit ihm diskutiere er des Öfteren die „anglophone Frage“, also die Forderung der Anglophonen nach mehr Autonomie und Unabhängigkeit der anglophonen Provinzen. Er relativiert diese Spannungen aber schnell und spricht ihnen die Wichtigkeit ab. In manchen Situationen, wenn zum Beispiel die kamerunische Nationalmannschaft spiele, würden diese Probleme völlig in den Hintergrund treten, dann seien alle KamerunerInnen.

Der Fußball

Auf die Frage: „Was bedeutet es für Dich, KamerunerIn zu sein?“, antworteten fast alle meiner GesprächspartnerInnen, dass sie auf ihre nationale Zugehörigkeit stolz seien. Die meisten hoben hervor, dass Gott sie zu KamerunerInnen gemacht habe und es daher gut sei. Marcus, politisch aktiv, war der einzige, der seine Herkunft kritisch beurteilte. Einige, vor allem die jungen Frauen, betonten, dass sie sich für Politik nicht interessierten.

Der Großteil der männlichen Befragten verbindet das positive Selbstbewusstsein, KamerunerIn zu sein, mit der - im Vergleich zu vielen anderen afrikanischen Ländern - politischen und wirtschaftlichen Stabilität des Landes sowie mit dem positiven Bild Kameruns in der Öffentlichkeit.

„Oder in Afrika, ja, die Leute, die sprechen sehr stark, die sind sehr emotiv und Kameruner sind so begeistert, sie sprechen sehr laut und sind sehr grob. [...] Die Kameruner sind sehr froh, sehr stolz, in Afrika. Unsere Stabilität, politische Stabilität, und Selbstversorgung auch – ‚autosuffisance alimentaire‘ - das heißt die Leute können sich ernähren. Das bringt auch Selbststolz gegenüber Tschad, South Africa Republic und alles und das ist, sie sind nicht gut gesehen. [...] Und die Kameruner sind immer sehr froh für ihr Land. Das ist so, die Kameruner sind so,

sie sprechen so stark. So stark. Laut. Wenn du Kameruner kennst, sie sind so. Sie fühlen sich allgemein sehr froh, dass sie frei sind. Sie sind so. [...] Das ist normal. Jeder kann zufrieden sein, in dessen Land Frieden herrscht und keiner stirbt. Für uns ist das ein *joie*.“ (Simon)

Das Selbstbewusstsein steht zudem mit der kamerunischen Nationalmannschaft, den „unzählbaren Löwen“, in Verbindung. Für die Männer, mit denen ich sprach, ist die erfolgreiche kamerunische Nationalmannschaft ein positives nationales Identifikationssymbol. Der Name der Mannschaft - der Löwe als König der Tiere - deutet auf Stärke, Durchsetzungsvermögen und Stolz hin.

„Es ist wichtig sagen zu können, ich bin Kameruner. Kameruner zu sein ist für mich, ich hab das immer gesagt, eine gute Sache. Ich lieb wirklich mein Land, ich kann vielleicht nicht genau erklären, aber ich bin immer stolz, wenn ich von dem Land rede, weil manchmal wird auch nicht so schlecht von dem Land geredet, vielleicht deswegen. Ich mein, wenn du aus einem Land kommst, bei dem meistens schlechte Sachen vorkommen, dann kann ich schon verstehen, dass du ein bisschen frustriert sein kannst. Aber wie gesagt, von Kamerun, gut, es gibt schlimme Sachen, aber meistens gibt es schon gute Sachen. Ich nehme ein Beispiel, unsere Nationalmannschaft zum Beispiel, es wird immer gut über die Mannschaft geredet. Und ich kann nur stolz sein. Ich kann nur sagen, ja, ich bin Kameruner. Es ist schon eine gute Sache. Und die Kameruner sind auch sehr stolz, ich denk schon, die die in Freiburg sind und in ganz Deutschland, sie sind schon stolz.“ (Pierre)

Der Fußball lässt die in der Gesellschaft herrschenden Konflikte und Probleme für einen Moment vergessen. Ein Fußballspiel ist ein soziales Ereignis und eine Gelegenheit, sich untereinander zu treffen. Mathew und Jean-Michel beschreiben, welchen Stellenwert dieser Sport für die Kameruner hat:

„Letzte Woche hat Kamerun gespielt. Ich konnte hier nicht allein so ein Spiel anschauen. Das geht nicht. Ich bin nach Freiburg gegangen und dann haben wir immer so organisiert und so .. einfach ein bisschen Bier gekauft und gekocht und gegessen und das macht Spaß. [...] Fußball ist sehr sehr wichtig in Kamerun. Ja(?). Damals als Kamerun sehr sehr gut in Italien gespielt haben, es gab fast einen Bürgerkrieg in Kamerun und Fußball hat unser Land vor so einem Krieg gerettet. Wirklich. Die Leute haben alles vergessen. Da haben die Löwen sehr sehr gut gespielt. Sie haben immer gewonnen und immer weiter. Damals war ich in Yaoundé. Das war heiß. [...] Das war in 90. [...] Und dann kam Fußball und die Löwen waren sehr sehr gut und dann, alle Leute haben nur über Fußball geredet. Gott sei Dank.“ (Mathew)

„Chez nous le football c'est comme une religion. Tout le monde aime le football.“ (Jean-Michel)

Jeden Samstag bei erträglichem Wetter spielen junge Männer aus Kamerun in Freiburg auf dem Platz eines StudentInnenwohnheims Fußball. Diese „Tradition“ wurde von Matthias und seinen Bekannten vor sechs Jahren ins Leben gerufen und besteht seither. Matthias erklärt wie wichtig ihm das Fußballspielen ist, eine Leidenschaft, die er mit anderen Afrikanern, und vor

allem mit Kamerunern teilt. Es ist eine Möglichkeit für die Studenten unterschiedlicher Fächer zusammenzukommen und den Alltag ein bisschen zu vergessen:

„Und damals mit der Zeit sind auch viele in [Studentenwohnheim] gekommen und es gab auch einige in [anderes Studentenwohnheim] und dann haben wir dort immer tolle Zeit gehabt, also es gab auch Zeiten, zu Hause, wo wir Samstagmorgen spielen. Ich weiß, das hat vielleicht einige genervt, aber so sind wir auch erzogen. Wir spielen immer Fußball, egal ob es regnet oder es warm ist, egal ob das Feld gut ist oder nicht gut ist, spielen wir trotzdem. Ja, ich muss schon sagen, mit dem Winter sieht es nicht toll aus, ich bin ein paar Mal krank gewesen und o.k., sie dürfen nicht mehr so im Winter draußen spielen, aber sie spielen trotzdem häufig. Das hat einige genervt, weil sie wollten das Feld schön haben. Aber wir wollten spielen. Und wir wussten nicht, wo wir auch spielen können. [...] Ich entschuldige mich bei dem Heimleiter oder dem Hausmeister, aber ich bitte auch, dass sie uns auch verstehen, weil diese Situationen, wo wir viel Spaß haben als Fußballspielen, gibt's wenig.“ (Mathias)

Pierre erzählt, dass sich die männlichen Kameruner in allen Städten, die er besucht hat, einmal in der Woche zum Fußballspielen treffen, so beispielsweise in Kaiserslautern freitags um 14 Uhr. Zudem findet jedes Jahr jeweils in einer anderen Stadt in Deutschland ein Fußballturnier der Kameruner aus den deutschen unterschiedlichen Städten statt („Cameroon Challenge“).

Das empfundene Selbstbewusstsein ist ein Abgrenzungskriterium gegenüber den AfrikanerInnen anderer Nationalitäten. Es wird als Zuschreibung von anderen AfrikanerInnen gesehen, aber auch selbst empfunden.

„J'ai remarqué que les autres Africains ont une certaine connotation du Camerounais, maintenant j'ai remarqué. A une époque on avait la même, mhm ..., des Africains avec ce même préjugé-là par rapport aux Ivoiriens, avec ce qui s'est passé là-bas (...) c'est à dire comme étant des personnes fiers. Je ne comptais pas mal qui disent: ‚Je trouve que le Camerounais est fier. Pour lui c'est son pays avant tout.‘ C'est à dire, il se sentirait plus à l'aise, n'est-ce pas, s'il avait à traiter ou bien s'il avait à mener des choses avec d'autres Camerounais qu'avec d'autres Africains. Pour lui ça serait encore mieux. Même au Cameroun on se dit souvent: ‚Le Camerounais est assez fier‘. Mais, franchement, moi je trouve pas ça mauvais. Pour moi quelqu'un qui n'est pas fier justement de son pays, je ne vois pas de quel pays ça sera.“ (Pierre)

Pierre ist der Meinung, die KamerunerInnen hätten das gute Recht, stolz zu sein, da sie „es geschafft“ hätten - im Gegensatz zu vielen anderen afrikanischen Ländern, in denen Krieg herrsche. Trotzdem würden sie laut Pierre nicht vergessen, dass sie auch Afrikaner sind.

„Il y en a qui ne peuvent pas être fiers, parce que dans leur pays il y a de mauvaises situations, ça fait que parfois ils ont honte. Pour nous c'est normal. Je vais prendre un cas. Parce que beaucoup de Camerounais s'identifient beaucoup aussi avec football par rapport au fait qu'on a une très bonne équipe de football, une des meilleurs même en Afrique. Et je sais que beaucoup d'Africains nous ont déjà dit justement que nous, nous sommes un peu trop bavards, et qu'on a l'impression que, mhm, parce que nous sommes forts, que nous sommes les meilleurs, alors qu'on oublie que nous sommes des Africains. Je dis: ‚Non, c'est

pas que nous oublions que nous sommes Africains'. Mais c'est normal. C'est comme pour quelqu'un qui réussit dans son examen. Il sera fier. Et à coté de lui cela qui n'a pas réussi va se sentir un peu mal quand même. Mais il ne peut pas empêcher celui qui a réussi de fêter. Moi je crois que c'est ça. Il peut pas empêcher. Il y a quand même un peu ça que les autres Africains disent que les Camerounais sont trop fiers."(Pierre)

Das Nationalgefühl als KamerunerIn soll in Freiburg durch nationale Feste gestärkt werden, die von dem Verein ACAF organisiert werden.

Die „Fête de la Jeunesse“

In Kamerun ist der 11. Februar ein Feiertag, die „Fête de la Jeunesse“. Der Präsident der ACAF erzählte mir, dass an diesem Tag in Kamerun eine Parade der SchülerInnen und StudentInnen statt findet. Überall würden außerdem kleine Veranstaltungen für die jungen Leute angeboten, so an den Universitäten und in den Kulturzentren. In Freiburg möchte der Verein das Fest feiern, damit die jungen KamerunerInnen hier einen Nachmittag zusammen verbringen könnten. Zudem würden überall auf der Welt an diesem Tag kamerunische *Communities* die „Fête de la Jeunesse“ begehen.

In Freiburg fand das Fest einen Tag nach dem Feiertag in Kamerun, am 12. Februar 2005, statt, da dies ein Freitag war. Ort war der Aufenthaltsraum eines StudentInnenwohnheims. Der Beginn des Festes war auf 20 Uhr angelegt, tatsächlicher Beginn war etwa eine halbe Stunde später. Insgesamt waren etwa 20 kamerunische und zwei StudentInnen aus Ghana anwesend, insgesamt etwas mehr männliche als weibliche Personen. Zunächst hielt der Präsident eine kurze Ansprache, in der er die Leute begrüßte und das Programm des Abends vorstellte. Dann wurde in Runden in Brettspielen - Schach, Dame, Mensch-Ärgere-Dich-Nicht und Backgammon - gegeneinander angetreten. Dabei gab es für alle Teilnehmer kleine Preise zu gewinnen, Schlüsselanhänger für die Verlierer und kleine Trophäen für die Gewinner. Den Abschluss bildete ein Quiz, in dem die TeilnehmerInnen ihr Wissen über Kamerun zeigen sollten. Das Quiz bestand aus Fragen zu historischen und aktuellen Ereignissen in Kamerun. Nach der Siegerehrung gab es zu Essen und zu Trinken, und es wurde getanzt. Die StudentInnen, mit denen ich im Anschluss über das Fest sprach, bezeichneten es als sehr schön und gelungen. Der Asylbewerber Roger, der auf dem Fest auch anwesend war, bezeichnet die Atmosphäre aufgrund der Spiele, der kleinen Trophäen und der vornehmlich jungen Gäste allerdings als „kindisch“. Zudem hätten einige technische Probleme – beispielsweise mit dem Mikrophon – gezeigt, dass das Fest schlecht organisiert gewesen sei.

Das Fest zum Kamerunischen Nationalfeiertag am 20. Mai 2005

Auch das Fest zum kamerunischen Nationalfeiertag am 20. Mai 2005 wurde von dem Verein ACAF organisiert. Es war in zwei andere Aktivitäten eingebettet: einen Stand in der Mensa, an dem kamerunische Waren präsentiert wurden, und einen „Spiele-Nachmittag“ für die kamerunischen StudentInnen.

Am 12. Mai war in der Mensa von 12 bis 14 Uhr 30 ein Stand mit Bekleidung und Schmuck aus Kamerun aufgebaut. Diese Dinge waren auf einem Tisch ausgelegt und konnten von den Mensa-Besuchern angesehen werden. Außerdem gab es Beignets zum Probieren. Neben dem Stand war auf einer kleinen Tafel eine Karte Kameruns mit einigen Erklärungen über das Land zu sehen. Zudem wurden einige Bilder und Informationen über Kamerun auf eine Leinwand projiziert. Währenddessen trommelten einige KamerunerInnen, spielten Flöte und tanzten dazu. Etwa 20 kamerunische StudentInnen waren insgesamt anwesend. Drei oder vier Personen zeigten und erklärten die Waren an dem Stand oder gaben mit Hilfe der Karte Erklärungen zu ihrem Land. Die aktiv beteiligten Frauen trugen kamerunische Kleider, die Männer afrikanische Hemden oder ein Fußball-Trikot, während die anderen europäisch gekleidet waren. Interesse an dem Stand von Seiten der Mensa-Besucher war vorhanden. Vor allem das Trommeln und Tanzen wurde - mit einem gewissen Abstand - bestaunt.

Die zweite Aktivität war ein gemeinsamer Nachmittag im Aufenthaltsraum eines Studentenwohnheims am 19. Mai. Ab 16 Uhr gab es die Möglichkeit, Tischtennis zu spielen, und in Brettspielen gegeneinander anzutreten. Es wurde Kuchen und zu trinken angeboten und nebenher wurden afrikanische Musikvideos auf einem Fernsehapparat gezeigt. Etwa zehn bis 15 kamerunische StudentInnen waren anwesend.

Höhepunkt der Aktivitäten war die Feier zum kamerunischen Nationalfeiertag, die „Fête du 20 Mai“, Tag der Wiedervereinigung Kameruns. Das Fest wurde von der ACAF organisiert und fand im Aufenthaltsraum des StudentInnenwohnheimes statt. Einlass war um 21 Uhr. Der Eintritt kostete für StudentInnen 3 Euro und für Nicht-StudentInnen 10 Euro. Den recht teuren Eintritt für Nicht-StudentInnen bewerteten einige Besucher, mit denen ich sprach, negativ.

Ich habe das Fest zusammen mit einer Freundin besucht. Wir kamen etwa um neun Uhr am Ort der Feierlichkeiten an. Als wir den Festsaal betraten, waren einige Tische schon mit je einer oder zwei Personen besetzt. Ich erblickte vor allem europäische Gesichter an den Tischen. Der Saal war mit Servietten und Schleifen in den kamerunischen Nationalfarben, grün, rot und gelb, geschmückt. Auf jedem Tisch stand eine Flasche Rotwein. An einer Wand hing die Karte von Kamerun, die auch neben dem kamerunischen Stand in der Mensa zu sehen war, mit Informationen zu dem Land. An einem Stand wurden Getränke verkauft. Alle KamerunerInnen waren sehr fein angezogen, die Männer in Anzügen und die meisten Frauen in afrikanischen Kleidern, manche auch in chicer europäischer Kleidung.

Uns wurde ein Platz neben dem Tisch des Vorstandes zugewiesen. Tröpfchenweise kamen immer mehr Leute, zunächst vor allem noch einige junge EuropäerInnen, und mit der Zeit auch immer mehr KamerunerInnen, von denen ich viele vom Sehen und einige auch etwas besser kannte. Um halb elf wurde das Fest offiziell von dem Studenten P. und der Studentin M.- abwechselnd in Französisch, Englisch und Deutsch - eröffnet. Zu diesem Zeitpunkt waren schätzungsweise 25 Personen anwesend.

Anschließend wurde vor allem die kulturelle Diversität Kameruns zelebriert, die dem Land die Bezeichnung „L’afrique en miniature“ eingebracht hat. Diese Vielfältigkeit sollte den Besuchern durch das Essen, die Modenschau und zwei kleine Theaterstücke nahegebracht werden. Der multiethnischen Zusammensetzung und der sprachlichen und kulturellen Teilung Kameruns in einen anglophonen und einen frankophonen Teil wurde die Einheit des Landes als etwas Wünschenswertes und noch zu Schaffendes entgegengestellt. Zudem wurde auf die Anfangsschwierigkeiten der MigrantInnen in Freiburg und gleichzeitig auf den Zusammenhalt in Freiburg auf nationaler Ebene hingewiesen.

Zunächst gab es an dem Büfett Gerichte aus unterschiedlichen Regionen Kameruns: Ndolé, Baton de Manioc, Bohnen, Reis, Hühnchen in Erdnussoße, Salat, Reissalat, Poisson braisé⁴⁷, Beignets und Kuchen. Im Folgenden möchte ich einige Teile der Feier wiedergeben, wie ich sie im Nachhinein in meinem Tagebuch niedergeschrieben habe.

Der erste Sketch beginnt, auf Französisch:

Zwei Kameruner laufen zusammen auf der Straße in Deutschland. Der eine scheint erst seit kurzem hier zu sein. Er kennt sich noch nicht aus. Alles kommt ihm unbekannt vor. Er kann noch kein Deutsch. Er sagt zu seinem Freund, dass hier an jeder Ecke „Apotheke“ steht, überall „Apotheke“. Was soll das heißen, „Apotheke“? Der andere sagt: Das heißt „Pharmacie“.

Der „Neue“ muss zum Arzt. Er hat eine Magenverstimmung. Zuerst muss er bei der Sprechstundenhilfe seinen Namen sagen. Er heißt Bouba, Dieudonné. Er soll buchstabieren. Das tut er. Was das für ein Name sei, „Bouba“. Und dann der Vorname! Der Freund hilft aus. Er sagt den Namen auf Deutsch: Bouba, „Gott hat’s gegeben“, das ist der Name. Die Sprechstundenhilfe versteht nicht.

Er kommt zum Arzt. Dieser will ihn untersuchen. Der Patient soll Bescheid sagen, wenn es weh tut. Der Doktor legt sein Stethoskop an. Der Patient schreit „Bescheid“. Das passiert drei Mal. Dann holt der Arzt seinen Freund zu Hilfe. Wieder dasselbe. Der Freund erklärt dem Patienten das Missverständnis. Dieser versteht nicht.

Die Leute lachen und applaudieren.

Die Moderatorin M. betritt wieder die Mitte des Raumes: Das sind die kleinen Probleme, die man hier am Anfang hat, wenn man noch nicht gut Deutsch spricht. Sie leitet über zur Modenschau. M. erzählt, dass man Kamerun „L’Afrique en miniature“ nenne. Es gebe viele unterschiedliche Klimazonen, Regenwald im Süden, das Grasland im Westen, Steppe im Norden. Sie zeigt auf die Karte, die an der Wand hängt. Außerdem gebe es in Kamerun viele kleine unterschiedliche Regionen und viele unterschiedliche Sprachen. Die Modenschau wird verschiedene Kleider aus den unterschiedlichen Gebieten zeigen.

Immer mehr Besucher stellen sich entlang der Wand auf, um einen guten Blick auf die Modenschau zu haben.

Zunächst werden einige Kabbas gezeigt. M. erklärt, dass die Kabbas von jungen Frauen getragen werden, wenn sie schwanger sind oder einfach so. Mathews Schwester erzählt mir, dass die Kabbas eigentlich früher nur von den alten Frauen getragen wurden und dass sie jetzt in Mode gekommen sind. Es sind unterschiedliche Kabbas in bunten Farben. Dann werden „draps“ gezeigt - Ensembles, die Frauen in Kamerun aus afrikanischen Stoffen geschneidert haben. Einige Männer grölen, die Frauen bewundern. Dann zeigen einige Männer Boubous. Anschließend laufen einige Paare über die Fläche, die Männer in Boubous, die Frauen in Kleidern. Dann gibt es einige kurze Hosen und andere Ensembles zu sehen. Ein Mann zeigt ein traditionelles Gewand der Chiefs der Bakundu (South-Western Province) mit roter Mütze und Wedel aus roten Zweigen. Abschließend wird traditionelle Kleidung aus dem Norden und ein Gewand eines Chiefs aus der North-Western-Province (Bamenda) vorgeführt. Die Leute pfeifen laut, rufen und klatschen.

Nach einer kurzen Pause beginnt der zweite Sketch. Die Geschichte Kameruns wird nacherzählt:

Der Moderator S. betritt als alter Mann mit Strohhut und Stock verkleidet die Bühne. Er erzählt auf Französisch: 1484 kamen die Portugiesen an die Küste Kameruns, dort wo der Wouri in das Meer mündet. Sie fanden dort viele Krabben, „Comores“ auf Portugiesisch, daher der Name Kamerun. Dann, 1884, kamen die Deutschen. Sie machten das Land zu ihrem Protektorat. Sie verloren aber den Ersten Weltkrieg. S. erzählt: „Puis les Allemands ont perdu la Première Guerre Mondiale.“ Dann fragt er in die Menge: „Ils ont perdu la Première Guerre quoi?“ Die Leute rufen: „Mondiale!“. „Aha!“ Als sie also den Ersten Weltkrieg verloren, kam Kamerun unter Mandat von England und Frankreich. S.: „Depuis le

⁴⁷ Gegrillter bzw. in Öl gebratener Fisch

Cameroun a été mandaté et mandaté...“ Eine Frau ruft: „Et il est toujours mandaté!“ S. erzählt weiter: Kamerun wurde aufgeteilt. Ein Teil kam zu Nigeria, der Rest kam zu Kamerun. 1960 dann die Unabhängigkeit. Endlich wollten die Kameruner ihre Angelegenheiten selbst in die Hand nehmen. Anschließend 1972: die Wiedervereinigung. Seither gibt es einen kleinen englischsprachigen Teil und einen großen französischsprachigen Teil. Einigkeit und Gemeinschaft ist seither das Motto Kameruns. Aber ist das Land wirklich wiedervereinigt ...? Er verlässt die Bühne...

... Ein anglophoner und ein frankophoner Kameruner treffen aufeinander. Der Anglophone beschwert sich, dass alles von den Frankophonen bestimmt wird. Der Frankophone schimpft mit ihm: „Vas au Nigeria alors“, „dann geh halt nach Nigeria“. Die beiden verlassen die Bühne ...

... Sie kommen wieder: Der Frankophone sagt: „I’m a francophone Cameroonian“. Der Anglophone sagt: „Je suis Camerounais anglophon“ ...

... Eine alte Frau kommt in den Raum. Sie spricht nur Pidgin. Sie erzählt von ihrem letzten Aufenthalt in der Hauptstadt Yaoundé. Sie konnte sich dort nicht verständigen. Im Taxi habe sie der Fahrer nicht verstanden. Er sprach nur französisch ...

... Der alte Mann S. kommt zurück. Er fragt sich leise im Selbstgespräch: „Mais est-ce que le Cameroun est vraiment unifié?“ ...

... Eine Frau, mit einer Kabba bekleidet, betritt die Bühne. Sie erzählt von dem „herault“, der das wichtigste Gericht in den anglophonen Provinzen ist. Ihrer Meinung nach ist der „herault“ besser als alles, was es im frankophonen Teil zu essen gibt ...

... Ein alter Mann aus dem Norden kommt herein. Er trägt einen Strohhut und kaut auf einem Strohalm. Er erzählt von früher, als alle seine Söhne noch bei ihm gewesen sind und ihm geholfen haben. Jetzt seien alle in Paris ...

... Ein Geschäftsmann kommt in Douala an. Er ist nach vielen Jahren zurückgekehrt. Alles hat sich verändert. Er erkennt seine Stadt nicht wieder ...

Zum Schluss kommen alle zusammen. Der alte Mann fragt jeden einzelnen: „Du, bist du KamerunerIn?“ JedeR antwortet: „Ja, ich bin KamerunerIn, zu hundert Prozent“. Der Präsident von Kamerun kommt dazu. Er sagt: „Je vous ai donné l’unité. Je vous ai donné la

démocratie. Qu'est-ce que vous voulez en plus ?“ Sie antworten: „Nous voulons la réunification!“ Dann fassen sich alle an den Händen und heben sie gemeinsam hoch. Es wird geklatscht.

Daraufhin eröffnet M. den Tanz.

„Fier d’être Camerounais.“

Eine kollektive Identitätsbildung auf der Basis der ethnischen Gruppe bzw. des Herkunftsdorfes wird von meinen GesprächspartnerInnen teilweise zurückgewiesen und teilweise bestätigt. In Freiburg leben insgesamt vergleichsweise wenige KamerunerInnen. Die meisten sind Bamiléké, es gibt aber nur ein paar Personen, die aus demselben Dorf kommen. Wenn diese sich treffen, gibt es Ansätze zu einer Gruppenbildung nach Herkunftsregion und -dorf. Für diejenigen, die ihre Sprache gut beherrschen, bietet ein Treffen auf jemanden aus dem eigenen Dorf vor allem die Möglichkeit, das eigene „Patois“ zu sprechen und ruft Erinnerungen an das Leben in Kamerun hervor. Beziehungen zu Vereinen auf ethnischer bzw. auf Dorf-Basis in anderen Städten Deutschlands haben meine GesprächspartnerInnen aber nicht.

Die Tatsache, dass sich hier alle im Ausland befinden, wiegt meinen Beobachtungen zufolge schwerer als ethnische Zuschreibungen. Nach außen wird aufgrund der gemeinsamen Situation die nationale Einheit bzw. eine gemeinsame übergreifende Identifikation als „AfrikanerIn“ hervorgehoben. Vor allem die StudentInnen sprechen untereinander auch Pidgin und „anglo-français“, teilweise beherrschen sie ihre indigene Sprache gar nicht so gut. Da viele in Douala oder Yaoundé aufgewachsen sind.

Differenzen zwischen anglophonen und frankophonen KamerunerInnen hingegen machen sich in beiden Gruppen stärker bemerkbar. Es handelt sich dabei in Kamerun um eine zentrale Konfliktlinie, die die Bevölkerung im Alltag und in der Politik spaltet. Sie verliert auch im Ausland nicht völlig an Bedeutung. Als Begründung werden die unterschiedliche Sprache, aber auch unterschiedliche Verhaltensweisen von anglophonen und frankophonen KamerunerInnen betont. Die Anglophonen stufen andere Anglophone als disziplinierter und ehrlicher ein. Dies wird aber auch relativiert und führt nicht zu einer starken Trennung. Alle Anglophonen sprechen auch französisch. Die nationale Identifikation als KamerunerIn, egal ob franko- oder anglophon, ist nach innen wie nach außen vorhanden. In den beiden Vereinigungen wurde darauf geachtet, dass sich zumindest eine anglophone Person im Vorstand befindet.

Die beschriebenen kulturellen Aktivitäten und Feste sowie die gemeinsame Identifikation über den Fußball zeigen, dass die KamerunerInnen in Freiburg versuchen, ihre nationale

kulturelle Identität zu wahren und nach außen zu vertreten. Zur Gemeinschaftsbildung auf nationaler Ebene wird auf geschichtliche Ereignisse und Erinnerungen, wie die Wiedervereinigung und auf nationale Symbole zurückgegriffen. Die Spezifität der kamerunischen Nation wird im Gedächtnis der KamerunerInnen festgehalten und verstärkt das Wir-Gefühl.

Die MigrantInnen heben vor allem die natürliche, kulturelle und sprachliche Vielfalt Kameruns („L’Afrique en miniature“) hervor. Diese Heterogenität macht ihr Heimatland für sie zu etwas Besonderem und unterscheidet es von anderen Ländern in Sub-Sahara-Afrika. Gleichzeitig weisen die MigrantInnen auf das Konfliktpotential hin, das aus der Existenz vieler unterschiedlicher ethnischer Gruppen in Kamerun sowie besonders aus der Trennung zwischen anglophonen und frankophonen KamerunerInnen resultiert. Auf der „Fête du 20 Mai“ geschah dies in Form von Sketchen. Humor als „Politik von unten“ (Séraphin 2000: 219) nimmt im gesellschaftlichen Leben Kameruns eine wichtige Stellung ein. Humoristisch können problematische Sachverhalte ausgedrückt werden, ohne dass man mit Sanktionen zu rechnen hat (ebd.: 219ff.). So wurde auch auf der „Fête du 20 Mai“ Kritisches, nämlich insbesondere die Spannung zwischen Anglophonen und Frankophonen, dargestellt. Die Trennungslinien zwischen KamerunerInnen sollen überwunden werden, es soll endlich zu einer wahrhaftigen „réunification“ kommen. Hier schwingt die Hoffnung einer neuen Generation, der StudentInnen, mit, bei der zukünftigen Konstruktion eines friedlichen und toleranten Kamerun mitzuwirken.

Gleichzeitig findet eine Auseinandersetzung mit dem Umfeld in Deutschland statt. Betont wird die schwierige Situation aller KamerunerInnen in der Fremde, egal ob anglo- oder frankophon und egal aus welcher Region Kameruns. Die hier gelebten kulturellen Normen unterscheiden sich von denen, die man aus Kamerun kennt. Zudem beherrscht man die Sprache noch nicht so gut. Dies verbindet alle KamerunerInnen in Freiburg.

Auf der „Fête de la Jeunesse“ und vor allem auf der kamerunischen Nationalfeier, beide von der ACAF organisiert, waren auch Mitglieder der zweiten Vereinigung, ARC, anwesend. Roger, Mitglied der ARC, bezeichnete die „Fête de la Jeunesse“ als „kindisch“. Am 20. Mai allerdings haben die Statusunterschiede ihre Wichtigkeit zumindest für einen Abend verloren. An diesem Fest ging es darum, das nationale Gemeinschaftsgefühl zu stärken und die untereinander bestehenden Differenzen zu überkommen.

8. Résumé und Ausblick

Nach außen, also in Gegenüberstellung zur „deutschen Mehrheitsgesellschaft“, betonen meine GesprächspartnerInnen die nationale Einheit aller KamerunerInnen bzw. sogar eine übergreifende ideelle Identifikation als „AfrikanerIn“ aufgrund gemeinsamer „afrikanischer Werte“ wie Solidarität, Offenheit und Akzeptanz. Diese theoretisch beschworene Einheit erlangt noch größere Bedeutung aufgrund geteilter Erfahrungen mit Vorurteilen und Rassismus, die einen Rückzug unter die eigenen Landsleute forcieren. Die Verbundenheit mit Menschen aus den Ländern Sub-Sahara-Afrikas soll beispielsweise in der *afrikanischen christlichen Gemeinde* Ausdruck finden, die sich im Chor und in der Messe trifft. Diese Gemeinde wird jedoch größtenteils von den katholischen frankophonen KamerunerInnen getragen. Anglophone bzw. protestantische KamerunerInnen sind in der Gemeinde nicht vertreten. Katholische Personen aus anderen frankophonen Ländern Sub-Sahara-Afrikas, vor allem Côte d’Ivoire und Togo, schließt sie zu bestimmten Gelegenheiten ein. Die nationale Zugehörigkeit hat aber dennoch einen hohen Stellenwert. Dies beobachtete ich bei dem gemeinsamen Essen nach der Messe, bei dem die Personen aus Kamerun bewusst an einem anderen Tisch Platz nahmen als die Leute aus Togo.

Die nationale Identifikation und Einheit wird unter KamerunerInnen betont, wie auf gesamtafrikanischer Ebene werden Werte wie Solidarität und Familienbezogenheit hervorgehoben. Nationalfeiern und der Fußball stärken als verbindendes Element unter KamerunerInnen die nationale Identität. Auf den Festen soll eine „Einheit in der Vielfalt“ hergestellt werden. Die sprachliche und kulturelle Heterogenität ist trotz der inhärenten Problematik eine Quelle des Selbstbewusstseins und der Abgrenzung gegenüber Menschen aus anderen Ländern Sub-Sahara-Afrikas. Durch sie wird das Land zu etwas Besonderem, vor allem da Kamerun trotz dieser Heterogenität den Ruf eines stabilen Landes in Afrika hat.

In der Realität zeigen sich unter KamerunerInnen Tendenzen zu einer Aufspaltung in mehrere „Gemeinschaften“ ebenso wie gemeinschaftsübergreifende kulturelle bzw. religiöse Zugehörigkeiten, wie sie Gerd Baumann (1998) dokumentiert hat. Von einer kamerunischen Gemeinschaft, die durch eine Kultur gekennzeichnet ist, kann nicht die Rede sein, denn die interne Heterogenität ist groß. Auf der einen Seite bilden sich in beiden „großen Gruppen“, also „StudentInnen“ und „Nicht-StudentInnen“, Untergruppen, sei es nach sprachlicher Zugehörigkeit (anglophon/frankophon), ethnischer Herkunft bzw. Herkunftsdorf, Religionszugehörigkeit oder Statuslinien. Andererseits gibt es Personen, die aufgrund ihrer Erfahrungen bzw. Erwartungen beiden „großen Gruppen“ angehören. Andere suchen den Kontakt zu KamerunerInnen gar nicht. Dies ist z.B. bei Hélène der Fall, die sich hauptsächlich über ihren Glauben definiert.

Entlang zweier großer Linien, dem Status als StudentInnen und als Nicht-StudentInnen wurden zwei Vereinigungen gegründet, durch die eine „Positionierung“ im Sinne Hals statt findet. Sie bieten eine Möglichkeit des Widerstands und der Selbstorganisation in der Fremde: gemeinsam ist man stärker.

Die kamerunischen StudentInnen haben eine relativ feste Gemeinschaft gebildet. Sie haben einen Verein gegründet, der kulturelle und sportliche Aktivitäten organisiert. Sie kommen zu unterschiedlichen Anlässen zusammen, richten Feste aus und treffen sich inoffiziell zum Haare-Flechten oder zum gemeinsamen Kochen. In diesem Sinne kann man von einer „ethnischen Community“ unter kamerunischen StudentInnen in Freiburg sprechen, wie sie Heckmann (1992) definiert. Sie stellt keine „Verpflanzung“ von sozialen Beziehungen aus dem Herkunftsland dar, sondern hat sich als Reaktion auf die Bedürfnisse der StudentInnen gebildet. Einige der StudentInnen sind explizit ins Ausland gegangen, um unabhängiger von den Eltern zu werden. Viele von ihnen denken, dass sich dieses Ziel erfüllt hat und sie während ihres Aufenthaltes in Deutschland tatsächlich selbständiger und selbstbewusster geworden sind. Man müsse hier Entscheidungen treffen, ohne vorher die Eltern fragen zu können. Manchmal führe dies zu Fehlern, doch an diesen wachse man. Jeanne erklärt:

„In Kamerun war ich abhängig von meinen Eltern, das ist normal. Aber jetzt bin ich allein, ich bin Vater, Mutter und Schwester und ich muss einfach autonom sein, ich hab keine andere Wahl. Ich bin abhängig von meinen Freunden oder meinem Freund, aber ich bestimme meine Zukunft, also, ich mach was ich will. Das macht mich ein bisschen autonom.“

Die gewonnene Unabhängigkeit birgt aber auch Verunsicherung, das Leben in Deutschland ist mit einigen Schwierigkeiten verbunden und der Erfolgsdruck ist sehr hoch. Die Treffen und Feste bieten unter anderem die Möglichkeit, die Anforderungen, die an die MigrantInnen gestellt werden, für einen Moment zu vergessen und etwas Kraft zu schöpfen.

Auch die Nicht-StudentInnen haben eine Gruppe geschaffen, die Unterstützung und einen Raum der Kommunikation und der Interaktion bietet. Sie ist hinsichtlich der Lebenssituationen der Mitglieder intern heterogener als die der StudentInnen. Die Zusammenkünfte sind eher informell, haben aber wichtige Funktionen für die TeilnehmerInnen. Auf den Treffen, die regelmäßig stattfinden, kann man Informationen erhalten und Erfahrungen austauschen. Die Beziehungen bestehen über die Treffen hinaus - in wie starkem Maße dies aber tatsächlich der Fall ist, kann ich nicht beurteilen.

Die Mitgliedschaft in einer der beiden „großen Gruppierungen“, also in der Gruppe der StudentInnen oder der Nicht-StudentInnen, ist der Integration meiner Meinung nach dienlich ist, da sie den Teilnehmern - ausgehend von der These einer „Integration durch Binnenintegration“ nach Elwert (1982) - soziale Beziehungen zu den anderen Mitgliedern verschafft. Als „Identitätsanker“ (Treibel 1990: 137) bieten die beiden Gruppen ihren

Mitgliedern psychologischen Halt, Selbstbewusstsein durch die Anerkennung ihrer kulturellen Identität, praktische Hilfestellungen und Informationen. Dies sind wichtige Voraussetzungen für eine Integration im Sinne einer „Teilhabe an den gesellschaftlichen Gütern“ (Elwert 1982: 717ff.). Die Gruppenbildung an sich ist kein Hindernis für Integration, sondern ihr sogar förderlich. Die Gruppe kann als „Ausgangsbasis“ für nach außen gerichtete Handlungen und für das Knüpfen von neuen Beziehungen dienen. Der Rückzug mancher in die Gemeinschaft(en) aufgrund von Diskriminierungserfahrungen kann aber auch dazu führen, dass Nicht-KamerunerInnen zurückgewiesen werden und sich ein soziales Isolat bildet. Ob dies tatsächlich geschieht, hängt wiederum von der Frage ab, ob man sich ein Leben in Deutschland auch in Zukunft vorstellen kann, oder ob man sich eine Zukunft in einem anderen Land, z.B. im Heimatland, wünscht.

Die Mitglieder der beiden „großen Gruppierungen“ der KamerunerInnen werfen sich gegenseitig mangelndes Interesse aneinander und teilweise Hochnäsigkeit vor. Die StudentInnen würden die anderen beispielsweise nicht grüßen. Aber auch innerhalb der beiden „großen Gruppen“ gibt es untereinander viel Kritik. Die Erwartung von Solidarität und Zusammenhalt wurde manchmal enttäuscht. Mir gegenüber wurde öfters der Egoismus anderer AfrikanerInnen und KamerunerInnen betont. Viele würden nur an sich selbst denken, sie seien unehrlich, man könne sich nicht aufeinander verlassen.

Einige meiner GesprächspartnerInnen heben hervor, dass sie erst durch den Aufenthalt in Deutschland einen anderen Blick auf ihr Herkunftsland bekommen haben und erst jetzt ein kritisches Licht auf ihre Landsleute werfen. Sie hinterfragen das Verhalten der Leute und im allgemein soziale Tatbestände in Kamerun, die sie zuvor als normal betrachtet haben. Jacqueline bezeichnet sich als „éclairée“. Sie sagt, dass sie hier viele Dinge gelernt habe und Kamerun jetzt mit anderen Augen sehe als zuvor:

„Je vois beaucoup de documentaires. Il y a une chaîne, „Arte“, tu regardes ça? Ça c'est une chaîne très très intéressant. Je vois tellement de documentaires sur cette chaîne que je deviens (Lachen) très claire. Ça change vraiment. Je deviens éclairée comme on dit parce que je suis comme quelqu'un qui était dans la lumière. Après on apprend des choses: ‚Ah donc, ça c'était comme ça, ah, donc, ça s'était passé comme ça!‘ Et ça te donne la révolte quoi. Et je pense c'est le cas des Africains en général. Quand on est au pays on est fermé. Mais si tu arrives en Europe tu vas être éclairé. Avec les libertés, mhm, comme il y a beaucoup de libertés. [...] Eclairé dans le sens général, c'est à dire, dans la vie de l'homme, quels sont tes droits... Au Cameroun il y a tellement de choses qui sont mal. Dans la mentalité c'est autant de choses quoi.“ (Jacqueline)

Jeanne betont, dass die Leute in Kamerun die perönliche Entwicklung als wichtiger erachten würden als die Entwicklung des Landes.

„S: Siehst du jetzt Kamerun anders?“

J: Ja, mhm. Also ich bin, .. mhm, also, ich bin in einem entwickelten Land und

(Lachen) wir sind noch weit weg von der Entwicklung, und, mhm, die Mentalität auch ist was anderes ... Mhm, Entwicklung in die Richtung, also Modernität und Charakter auch, also die Art, wie die Leute denken. Weil bei uns denken die Leute mehr an sich als an das Land. Die Entwicklung ist persönlich und nicht für das Land. Und das macht schon einen Unterschied hier, weil.., ich glaube, dass die Leute mehr an das Land, an die Entwicklung von dem Land denken als .. so persönliche Entwicklung zuerst, weil sie möchten, dass das Land ein bisschen fortgeht und das ist bei uns nicht der Fall.“ (Jeanne)

Auch Jean-Michel, Asylbewerber, ist der Meinung, sich durch die Situation, in der er hier lebt, verändert zu haben. Hier habe er beispielsweise zum ersten Mal gemerkt, dass man seinen Reichtum nicht immer offen zeigen müsse, wie dies in Kamerun der Fall sei. Reich sein, bedeute nicht, sich über die anderen zu stellen: „La richesse de l’homme n’est pas l’homme.“

Einige haben die Erfahrung der Selbstbezogenheit ihrer Landsleute auch im Verein gemacht. Manche hoffen, dass egoistische Tendenzen durch die Arbeit im Verein mit der Zeit überwunden werden können. Andere wie Catherine und Jean-Michel haben sich von den Vereinigungen und von den eigenen Landsleuten abgewandt.

Meine GesprächspartnerInnen möchten sich hier gerne zu Hause fühlen. Dem stehen jedoch oft negativ bewertete kulturelle Unterschiede und schlechte Erfahrungen entgegen. Der Rückkehrwunsch besteht auf breiter Ebene, der Aufenthalt in Deutschland erscheint als temporäres Projekt. Alle meine InformantInnen denken aber, dass der Deutschlandaufenthalt eine große Bedeutung für ihre Zukunft hat.

„S: Was bedeutet es denn für dich in Deutschland zu sein, so ganz allgemein?

J: Erfahrung. Andere Leute zu kennen, andere Kulturen auch. In Deutschland gibt es viele Kulturen, auch Amerikaner oder so, Franzosen mhm ... Und vielleicht Zukunft. Weil irgendwie meine Zukunft wird aus Deutschland kommen. Ich bin schon hier und ich studiere hier. Und egal was ich mache, muss ich zuerst das an Deutschland danken. Weil wenn ich nicht in Deutschland gewesen wäre, ich weiß nicht was .., ich hätte vielleicht in Kamerun studieren. Aber ich bin ganz sicher, es hätte mit was gefehlt. Und .. ich weiß nicht, ob ich das hier in Deutschland finde, aber Deutschland spielt eine große Rolle in meinem Leben, es ist sozusagen, auf Französisch, eine plaque tournante. Es spielt eine große Rolle.“ (Jeanne)

Jeanne hat sich durch das Leben in Deutschland verändert. Sie erzählt:

„Ich fühle mich nicht als Deutsche, aber ich glaube, ich habe schon einiges von den Deutschen genommen, vielleicht, aber ich bin ganz sicher, dass wenn ich nach Kamerun zurückfliege, dann werden die anderen merken, was an mich geändert. Ich denke, dass ich schon was genommen habe, aber was ganz genau, kann ich nicht sagen. Vielleicht, ich weiß nicht, z.B. die Art wie ich frühstücke manchmal, das ist ein bisschen typisch deutsch. Aber ich bin ganz sicher, dass ich schon was von den Deutschen genommen habe, auf jeden Fall, ich kann das nicht anders machen, weil ich lebe hier und ich muss auch diesen Rhythmus leben, und Rhythmus leben ist auch einfach ein bisschen von der Kultur nehmen. Ich weiß nicht ganz genau. Ich kanns nicht erklären .. Aber auf jeden Fall...“ (Jeanne)

Deutschland als Zielland der Migration aus Kamerun wird meiner Meinung nach in Zukunft eine noch stärkere Bedeutung gewinnen. Interessant wäre es nachzuvollziehen, ob und inwiefern sich deutschlandweit eine kamerunische Diaspora-Gemeinschaft herausbildet oder schon herausgebildet hat. Die ACAF und - in weniger starkem Maß - die ARC haben begonnen, Kontakte mit anderen kamerunischen Vereinen in Deutschland zu knüpfen. Beispielsweise nimmt die ACAF jedes Jahr an einem Fußballturnier teil, in dem unterschiedliche (studentische) kamerunische Vereine in Deutschland gegeneinander antreten („Cameroon Challenge“). Inwiefern sich durch diese und ähnliche Aktivitäten deutschlandweit eine gemeinsame Diaspora-Identität auf nationaler Ebene im Sinne einer „vorgestellten Gemeinschaft“ (Anderson 1983, 88) herausbildet, wäre ein interessantes weiteres Forschungsfeld.

Anknüpfen könnte man auch an die Frage, wie die KamerunerInnen im Ausland zu Veränderungen in ihrem Herkunftsland beitragen. KamerunerInnen im Ausland dürfen zwar nicht wählen, die Individuen und „Communities“ haben aber trotzdem einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf ihr Heimatland. Durch Aktivitäten, Veröffentlichungen und Berichte jeglicher Art machen sie hier auf Kamerun aufmerksam. Durch finanzielle Rücküberweisungen und Kontakte mit der Familie stehen sie auch im Ausland in ständiger Verbindung mit ihrer Heimat.

Wohin es meine GesprächspartnerInnen tatsächlich ziehen wird, bleibt zunächst ungewiss. Verwandte und enge Freunde leben oft über den Erdball verstreut, die Welt ist kleiner geworden. Manche meiner GesprächspartnerInnen werden vielleicht in Deutschland bleiben, andere werden zurückkehren, wieder andere werden sich in einem anderen Land niederlassen. Wie werden bei einer Rückkehr in die Heimat die Aufnahme und das Wieder-Einleben stattfinden? Wie werden die Personen über den Deutschlandaufenthalt berichten? Werden sie die Beziehungen zu deutschen Freunden aufrecht erhalten? Im Sinne einer multilokalen Forschung wäre es sicherlich spannend, die MigrantInnen bei Besuchen in Kamerun bzw. an ihren nächsten „Aufenthaltsstationen“ zu begleiten.

ANLAGEN

Anlage 1**LEITFADEN****1. Erzählstimulus**

- Ich möchte Dich bitten, mir ein bisschen Dein Leben in Kamerun zu schildern, bevor Du nach Deutschland kamst. Woher kommen Deine Eltern? Wie und wo bist Du aufgewachsen? Wie hast Du in Kamerun gelebt?
- Wie kam es dann zu der Entscheidung, nach Deutschland bzw. gerade nach Freiburg zu kommen? Was für Erwartungen hattest Du?

2. Erfahrungen und Kontakte

- Wie war der erste Eindruck hier? Was war Dir fremd, was war Dir vertraut?
- Kanntest Du schon Leute hier (Verwandte/Freunde)? Wie hast Du erste Kontakt geknüpft? Mit wem? Wer sind Deine Freunde geworden?

3. Leben und Freundeskreis in Freiburg

- Was machst Du im Moment? Wie gefällt es Dir hier?
- In welchen Situationen triffst Du andere KamerunerInnen? Über was spricht man?
- Wenn Du einen Kameruner triffst, interessiert Dich seine Herkunftsregion /-stadt/Ethnie? Ist das wichtig für Dich? Sprichst Du Dein Patois? Hier? Trägst Du traditionelle Kleidung/Pagne?
- Was bedeutet es für Dich, KamerunerIn zu sein? Was bedeutet es für Dich, dass andere KamerunerInnen in Deutschland sind?
- Kennst Du andere AfrikanerInnen? Über was sprichst Du mit ihnen?
- In welchen Situationen triffst Du Deutsche? Über was sprichst Du mit ihnen?
- Hast Du Erfahrungen mit Rassismus/ Vorurteilen?
- Arbeitest Du? Wo?

4. Kontakt Freunde / Familie

- Hast Du Kontakt zu Freunden und Familie in Kamerun?
- Hast Du Kontakt zu Freunden in anderen Städten in Deutschland? Woher kommen sie?

5. Bedeutung des Deutschlandaufenthaltes und Zukunft

- Fühlst Du Dich hier zu hause?
- Hast Du Dich verändert? Erfahrungen, Einstellungen?
- Wie siehst Du Deinen Deutschlandaufenthalt? Haben sich Deine Erwartungen erfüllt?

- Für StudentInnen: Was hast Du für Pläne für nach Deinem Studium?

Anlage 2

Tabelle 1: Ausländische Bevölkerung nach der Staatsangehörigkeit am 31.12.2003 in Deutschland

	Staatsangehörigkeit	Insgesamt	Männlich	Weiblich
Afrika		310 943	196 032	114 911
	Ägypten	14 130	10 368	3 762
	Aequatorialguinea	97	45	52
	Äthiopien	13 382	7 107	6 275
	Algerien	16 974	13 346	3 628
	Angola	8 349	4 978	3 371
	Benin	1 438	1 073	365
	Botsuana	111	46	65
	Burkina Faso	1 892	1 634	258
	Burundi	586	375	211
	Cote d'Ivoire	3 200	2 229	971
	Dschibuti	89	50	39
	Eritrea	5 471	2 411	3 060
	Gabun	357	238	119
	Gambia	2 914	2 410	504
	Ghana	23 963	12 682	11 281
	Guinea	2 770	2 198	572
	Guinea-Bissau	504	430	74
	Kamerun	13 514	8 786	4 728
	Kap Verde	500	325	175
	Kenia	5 989	1 928	4 061
	Komoren	53	31	22
	Kongo, Dem. Republik ²⁾	2 179	1 207	972
	Kongo, Republik	13 702	7 509	6 193
	Lesotho	90	52	38
	Liberia	3 042	2 566	476
	Libyen	3 288	2 236	1 052
	Madagaskar	681	259	422
	Malawi	132	85	47
	Mali	909	704	205
	Marokko	79 794	48 069	31 725
	Mauretanien	700	604	96
	Mauritius	900	239	661
	Mosambik	2 634	2 102	532
	Namibia	409	162	247
	Niger	1 026	912	114
	Nigeria	16 956	12 446	4 510
	Ruanda	819	458	361
	Sambia	430	235	195
	Sao Tome und Principe	49	27	22
	Senegal	2 777	2 155	622
	Seychellen	227	83	144
	Sierra Leone	4 313	3 356	957
	Simbabwe	727	395	332
	Somalia	6 951	3 916	1 035

Sudan	3 904	2 933	971
Südafrika	5 910	2 569	3 341
Swasiland	64	21	43
Tansania	1 212	720	492
Togo	13 224	8 645	4 579
Tschad	284	232	52
Tunesien	24 533	16 593	7 940
Uganda	1 571	809	762
Zentralafrikanische Republik	106	76	30
Übriges Afrika	1 117	967	150

Quelle: Statistisches Bundesamt, Wiesbaden 2004

Anlage 3

Tabelle 2: Ausgewählte afrikanische Staatsangehörige nach Bundesländern am 31.12.2003 in Deutschland

Bundesland	Burkina Faso	Cote d'Ivoire	Gambia	Ghana	Kamerun	Kongo, Dem. VR	Mali	Marokko	Niger	Senegal
Baden-Württemberg	132	199	345	1901	2406	1110	94	2766	32	364
Bayern	147	243	130	1294	806	1018	89	2660	50	360
Berlin 1)	53	170	171	2007	1288	352	56	1309	27	213
Brandenburg	37	4	10	148	970	119	3	142	5	8
Bremen	29	60	200	1135	273	75	7	562	5	79
Hamburg 1)	476	444	484	5557	463	124	87	791	73	127
Hessen	64	164	266	2205	1193	947	56	22707	27	373
Mecklenburg-Vorpommern	5	7	8	170	24	25	2	194	3	11
Niedersachsen	66	337	341	1258	1062	729	27	1549	48	132
Nordrhein-Westfalen	227	1008	556	4712	3326	7152	188	41669	297	598
Rheinland-Pfalz	33	46	34	726	640	677	19	2924	6	91
Saarland	35	67	19	536	158	149	18	474	5	51
Sachsen	40	9	20	116	157	207	3	499	4	37
Sachsen-Anhalt	431	102	25	182	258	147	127	641	268	8
Schleswig-Holstein	29	54	58	879	124	437	23	395	43	35
Thüringen	15	44	10	54	142	58	1	123	6	3
Deutschland	1819	2958	2677	22880	13290	13326	800	79405	899	2490

Quelle: Statistisches Bundesamt, Wiesbaden 2004

Anlage 4

Tabelle 3: Wohnbevölkerung nach Nationalität und Stadtbezirke 31.12.2004 Freiburg, Statistische Bezirke; Anzahl Personen nach Ausländische Staatsangehörigkeit Staatsangehörigkeit nach Herkunftsgebiet, Geschlecht wobei (Staatsangehörigkeit nach Herkunftsgebiet=Afrika)

Staatsangehörigkeit nach Herkunftsgebiet Afrika	Afri ka	
	männlich	weiblich
Geschlecht	Anzahl Personen	Anzahl Personen
Algerien	95	30
Ägypten	32	15
Angola	18	10
Äthiopien	11	18
Benin	8	2
Burkina Faso (Obervolta)	8	2
Burundi	2	-
Cote d Ivoire (Elfenb.küste)	15	13
Eritrea	2	3
Gabun	1	1
Gambia	11	3
Ghana	53	46
Guinea-Bissau	1	-
Guinea	16	6
Kamerun	63	39
Kap Verde	1	-
Kenia	20	21
Kongo	12	13
Liberia	8	2
Libyen	8	5
Madagaskar	1	-
Mali	4	4
Marokko	127	98
Mosambik	3	-
Mauritius	-	4
Mauretanien	1	-
Nigeria	106	39
Niger	1	-
Namibia	-	1
Ruanda	1	-
Sambia	-	1
Simbabwe	2	2
Senegal	18	-
Sierra Leone	6	2
Somalia	4	1
Sudan	8	2
Südafrika	11	5
Tansania	2	5
Togo	63	34
Tunesien	91	19
Uganda	5	7
Zaire	15	8

Quelle: Amt für Statistik und Einwohnerwesen, Freiburg; <http://fritz.freiburg.de/scripts/fritz/fritz.exe>;

Generiert am 21.06.2005 um 10:40:43 Uhr

Anlage 5

Tabelle 4: Wohnbevölkerung nach Nationalität und Stadtbezirke 31.12.2004 Freiburg, Statistische Bezirke; Anzahl Personen nach Ausländische Staatsangehörigkeit Staatsangehörigkeit nach Herkunftsgebiet, Altersgruppe wobei (Staatsangehörigkeit nach Herkunftsgebiet=Afrika)

Altersgruppen (12)	unter 3	3 bis	6 bis	10 bis	15 bis	18 bis	25 bis
	Jahre alt	unter 6	unter 10	unter 15	unter 18	unter 25	unter 30
Ausländische Staatsangehörigkeit	Anzahl Personen	Anzahl Personen	Anzahl Personen	Anzahl Personen	Anzahl Personen	Anzahl Personen	Anzahl Personen
Algerien	7	4	3	6	3	8	6
Angola	3	4	4	1	-	1	-
Ägypten	2	2	4	-	-	1	9
Äthiopien	-	-	-	1	-	3	2
Benin	-	-	1	-	-	2	3
Burkina Faso (Obervolta)	-	-	-	-	-	2	4
Burundi	-	-	-	-	-	-	-
Cote d Ivoire (Elfenb.küste)	-	1	1	-	-	8	3
Eritrea	-	-	-	-	-	2	2
Gabun	-	-	-	-	-	1	-
Gambia	-	-	-	-	-	-	3
Ghana	5	6	7	6	2	5	9
Guinea-Bissau	-	-	-	-	-	-	-
Guinea	1	2	3	1	-	3	3
Kenia	1	1	1	-	1	4	16
Kap Verde	-	-	-	-	-	-	1
Kongo	2	1	3	2	1	-	1
Liberia	-	-	-	1	1	2	1
Libyen	2	2	-	-	1	1	1
Madagaskar	-	-	-	-	-	1	-
Mali	1	1	-	-	-	3	1
Marokko	2	3	5	8	3	40	52
Mosambik	-	-	-	-	-	-	-
Mauritius	-	-	-	-	-	-	2
Mauretanien	-	-	-	-	-	-	-
Kamerun	2	1	2	1	-	37	33
Namibia	-	-	-	-	-	-	-
Niger	-	-	-	-	-	-	1
Nigeria	5	8	3	1	3	7	20
Ruanda	-	-	-	-	-	-	-
Sambia	-	-	-	-	-	-	-
Senegal	-	-	-	-	1	-	-
Sierra Leone	-	-	-	1	-	2	1
Simbabwe	-	-	-	-	-	1	-
Somalia	-	-	-	-	-	1	2
Sudan	-	-	-	-	-	2	-
Südafrika	-	-	-	-	-	4	2
Tansania	1	-	1	-	-	-	2
Tunesien	3	1	-	2	-	25	21
Togo	4	1	2	5	-	8	23
Uganda	1	-	1	-	-	3	4
Zaire	-	2	4	1	-	-	1

Fortsetzung Tabelle 4:

Altersgruppen (12)	30 bis unter 45 Jahre alt	45 bis unter 60 Jahre alt	60 bis unter 65 Jahre alt
Ausländische Staatsangehörigkeit	Anzahl Personen	Anzahl Personen	Anzahl Personen
Algerien	67	12	-
Angola	14	1	-
Ägypten	21	5	3
Äthiopien	15	4	2
Benin	3	1	-
Burundi	1	1	-
Burkina Faso (Obervolta)	4	-	-
Cote d Ivoire (Elfenb.küste)	15	-	-
Eritrea	1	-	-
Gabun	1	-	-
Gambia	11	-	-
Ghana	53	6	-
Guinea-Bissau	1	-	-
Guinea	9	-	-
Kamerun	25	1	-
Kap Verde	-	-	-
Kenia	16	1	-
Kongo	13	2	-
Liberia	4	1	-
Libyen	6	-	-
Mauretanien	1	-	-
Madagaskar	-	-	-
Mali	1	-	1
Marokko	65	33	9
Mauritius	2	-	-
Mosambik	2	1	-
Niger	-	-	-
Nigeria	92	5	-
Namibia	1	-	-
Ruanda	1	-	-
Simbabwe	2	1	-
Sambia	-	1	-
Senegal	11	6	-
Sierra Leone	3	1	-
Somalia	1	1	-
Sudan	6	2	-
Südafrika	6	4	-
Tansania	2	-	-
Togo	51	3	-
Tunesien	42	14	2
Uganda	2	1	-
Zaire	15	-	-

Quelle: Amt für Statistik und Einwohnerwesen, Freiburg; <http://fritz.freiburg.de/scripts/fritz/fritz.exe>;
Generiert am 23.06.2005 um 10:49:48 Uhr

Anlage 6

Tabelle 5: Wohnbevölkerung nach Nationalität und Stadtbezirke 31.12.2004 Freiburg, Statistische Bezirke; Anzahl Personen nach Ausländische Staatsangehörigkeit Staatsangehörigkeit nach Herkunftsgebiet, Familienstand wobei (Staatsangehörigkeit nach Herkunftsgebiet=Afrika)

Staatsangehörigkeit nach Herkunftsgebiet Familienstand	Afrika			
	ledig	verheiratet	verwitwet	geschieden
Ausländische Staatsangehörigkeit	Anzahl Personen	Anzahl Personen	Anzahl Personen	Anzahl Personen
Algerien	44	73	2	6
Angola	17	10	-	1
Ägypten	18	23	-	6
Äthiopien	8	14	1	6
Burkina Faso	8	1	-	1
Benin	2	8	-	-
Burundi	2	-	-	-
Cote d Ivoire	17	8	-	3
Eritrea	3	2	-	-
Guinea-Bissau	-	1	-	-
Guinea	12	8	-	2
Gabun	1	1	-	-
Gambia	-	10	1	3
Ghana	32	58	3	6
Kap Verde	1	-	-	-
Kenia	11	23	-	7
Kongo	13	11	-	1
Kamerun	80	21	-	1
Liberia	7	-	1	2
Libyen	8	4	1	-
Madagaskar	1	-	-	-
Mali	3	4	1	-
Marokko	84	126	-	15
Mauritius	1	3	-	-
Mosambik	-	2	-	1
Mauretanien	-	-	-	1
Niger	-	1	-	-
Nigeria	45	86	1	13
Namibia	-	1	-	-
Senegal	3	12	-	3
Sierra Leone	4	3	-	1
Somalia	2	3	-	-
Sudan	5	4	1	-
Simbabwe	2	1	-	1
Sambia	-	1	-	-
Südafrika	6	7	-	3
Tansania	4	2	-	1
Togo	46	41	1	9
Tunesien	36	68	-	6
Ruanda	1	-	-	-
Uganda	11	1	-	-
Zaire	9	12	-	2

Quelle: Amt für Statistik und Einwohnerwesen, Freiburg; <http://fritz.freiburg.de/scripts/fritz/fritz.exe>;

Anlage 7

Tabelle 6: Auszug Studierendenstatistik WS 2004/05 Universität Freiburg - Studierende nach Nationalitäten – Afrika; Stand 19.4.04

Erdteil/Land	Gesamt	Männlich	Weiblich	Erstimm.	Neuimm.	Rückgem.	Beurlaubt
Afrika	183	128	55	22	15	140	6
Ägypten	13	13		2		11	
Algerien	6	4	2			6	
Benin	1	1				1	
Burkina Faso	4	4				4	
Burundi	3	3				3	
Elfenbeinküste	12	5	7	3		8	1
Gabun	1		1	1			
Ghana	4	4			1	3	
Kamerun	51	28	23	5	3	42	1
Kenia	1	1				1	
Kongo (Dem. Republik)	1	1				1	1
Marokko	39	26	13	4	3	31	
Nigeria	3	3			1	2	
Ruanda	1	1				1	
Senegal	1	1				1	
Simbabwe	2	2	1	1	1	1	
Südafrika	3	2	1		2		
Sudan	1	1				1	1
Tansania	1	1				1	
Togo	12	9	3	1	1	10	
Tunesien	16	14	2	3	2	10	1
Uganda	6	4	2	2	1	2	1

Quelle: http://www.verwaltung.uni-freiburg.de/statdaten/Studierende/Nationalitaeten_WS04-05.pdf

Anlage 8

Tabelle 7: Studierende aus Kamerun seit WS1999/00 bis WS 2004/05

Studienfach	männlich	weiblich	Gesamt
008 Englische Phil.	14	0	14
026 Biologie	6	12	18
032 Chemie	13	8	21
058 Forstwissenschaft	7	2	9
065 Geologie	4	0	4
067 Germanistik	1	30	31
079 Informatik	33	11	44
105 Mathematik	16	0	16
107 Medizin	41	56	97
111 Mineralogie	2	0	2
126 Pharmazie	3	28	31
129 Wissenschaftl. Politik	1	0	1
135 Rechtswissenschaft	7	0	7
137 Romanische Phil.	0	7	7
162 Caritaswissenschaft	5	0	5
173 Völkerkunde	0	1	1
175 Volkswirtschaftslehre	23	7	30
185 Zahnmedizin	3	12	15
271 Deutsch als Fremdsprache	47	23	70
286 Mikrosystemtechnik	23	0	23
807 Molekulare Medizin	1	0	1
858 Sust.Forestry+Land Use M.	20	5	25
937 Internat. Wirtschaftsbez.	0	1	1
Gesamt	270	203	473

Quelle: E-mail von U. Zeller, Albert-Ludwigs-Universität, Abt. Informationsmanagement u. Statistik (Leitung) am 7. Juni 2005

Anlage 9

Tabelle 8: Datum der Interviews

Name (verändert)	Interviews: Ort	Interviews: Datum
Jeanne	(1) Café (2) Wohnung von Jeannes Freund (3) Zimmer Studentenwohnheim	(1) 6.8.04 (2) 15.10.04 (3) 15.2.05
Giselle	(1) Aufenthaltsraum Universitätsbibliothek (2) Burger King	(1) 4.11.04 (2) 26.11.04
Marie	Aufenthaltsraum Universitätsbibliothek	15.2.05
Catherine	Küche Studentenwohnheim	5.12.04
Hélène	Café	17.2.05
Alice	Café	3.12.04
Jacqueline	(1) Bei Jacqueline zu hause (2) Bei Jacqueline zu hause	(1) 12.12.04 (2) 13.2.05
Louis	(1) Café (2) Aufenthaltsraum Universitätsbibliothek	(1) 14.02.05 (2) 12.4.05
Jacques	Zimmer Studentenwohnheim	31.10.04
Pierre	(1) Küche Studentenwohnheim (2) Zimmer Studentenwohnheim	(1) 11.2.05 (2) 16.2.05
Matthias	Aufenthaltsraum Kirchengemeinde	31.8.04
Marcus	Café	19.11.04
Mathew	Wohnung	31.3.05
Roger	(1) Café (2) Café	(1) 30.11.04 (2) 16.2.05
Jean-Michel	(1) Café (2) Café	(3) 10.12.04 (4) 30.3.05
Simon	(1) Zimmer Studentenwohnheim (2) Zimmer Studentenwohnheim	(1) 17.10.04 (2) 3.11.04
Antoine	Zimmer Studentenwohnheim	22.11.04
Raoul	Café	3.11.04

Anlage 10

Transkriptionsnotationen

..	= kurze Pause
...	= mittlere Pause
(Pause)	= lange Pause
mhm	= Pausenfüller
(?)	= Frageintonation
(h)	= Formulierungshemmung, Drucksen
<u>sicher</u>	= Auffällige Betonung
<u>sicher</u>	= gedehnt
(Lachen)	= nicht-sprachliche Vorgänge bzw. Sprechweise, Tonfall; die Charakterisierung steht vor den entsprechenden Stellen und gilt bis zum Äußerungsende
(..), (...)	= unverständlich

Nach Kallmeyer und Schütze (1976); In: Mayring, 1993: 66

BIBLIOGRAPHIE

- Ackermann, Andreas
 1997 „Ethnologische Migrationsforschung: ein Überblick“; In: KEA: Ethnologie der Migration, 10, 1-28
- 2002a „„Many Races, One Singapore“, Kulturelle Komplexität, Ethnizität und Nation in Singapur“; In: ders.: Patchwork, Dimensionen multikultureller Gesellschaften: Geschichte, Problematik und Chancen, Bielefeld: Transcript, 173-210
- 2002b Patchwork, Dimensionen multikultureller Gesellschaften : Geschichte, Problematik und Chancen, Bielefeld : Transcript
- Anderson, Benedict R. O'G.
 1983 Imagined communities : reflections on the origin and spread of nationalism, London : Verso
- 1988 Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzeptes, Frankfurt/M., New York: Campus-Verlag
- AntiDiskriminierungsBüro (ADB) Köln; cyberNomads (cbN) (Hg.)
 2004 TheBlackBook: Deutschlands Häutungen, Frankfurt am Main: IKO-Verlag
- Apitzsch, Ursula
 1993 „Migration und Ethnizität“; In: Peripherie 50, 13, 5-18
- Appiah, Anthony/Amy Gutman
 1996 Color conscious : the political morality of race, Princeton, NJ : Princeton Univ. Press
- Arndt, Susan
 2004 „Kolonialistische Mythen und Weiß-Sein. Rassismus in der deutschen Afrika-Terminologie“; In: ADB Köln/cbN (Hg.): TheBlackBook: Deutschlands Häutungen, Frankfurt am Main: IKO-Verlag
- Banks, Marcus
 1996 Ethnicity: anthropological constructions, London: Routledge
- Barou, Jacques
 1992 L'immigration en France des ressortissants des pays d'Afrique noire, Paris : Secretariat General à l'Intégration
- Barth, Fredrik
 1969 „Introduction“; In: ders.: Ethnic groups and boundaries : The social organization of culture difference, Bergen: Univ. Forl., 9-38
- Baumann, Gerd
 1998a Contesting Culture, Discourses of Identity in multi-ethnic London, Cambridge:

Cambridge University Press

- 1998b „Ethnische Identität als duale diskursive Konstruktion. Dominante und demotische Diskurse in einer multiethnischen Vorstadt von London“; In: Assmann, J. und H. Friese (Hg.), *Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität* 3, Frankfurt a.M: Suhrkamp
- Bhabha, Homi K.
1990 „The Third Space. Interview mit Homi Bhabha“, in: *Identity Community, Culture, Difference*, hg. Von Jonathan Rutherford, London: Lawrence and Wishart, S.207-221
- 1994 *Between Identities: Homi Bhabha interviewed by Paul Thompson*; In: Benmayor, Rina: *Migration and Identity*, New York: Oxford University Press, S.183-199
- 1996 „Culture’s In-Between“; In: Hall, Stuart/Paul du Gay: *Questions of Cultural Identity*, London: Sage, 53-50
- Blaud, Célestin
2000 *La migration pour études: la question de retour et de non-retour des étudiants africains dans le pays d’origine après la formation*, Paris: L’Harmattan
- Bouly-de-Lesdain, Sophie
1999 *Femmes camerounaises en région parisienne. Trajectoires migratoires et réseaux d’approvisionnement*, Paris: L’Harmattan
- Bräunlein P.J./A. Lauser
1997 „Grenzüberschreitungen, Identitäten. Zu einer Ethnologie der Migration in der Spätmoderne; In: *KEA: Ethnologie der Migration*,10, I-XVIII
- Clarke, John I.
1996 „Cameroon“; In: *Africa South of the Sahara 1996*, Twenty Fifth Edition, London: Europe Publications Limited, 229-237
- Collectif *Changer le Cameroun*
1994 *Ethnies et développement national: actes du colloque tenu le 23 septembre 1993, Yaoundé-Hilton, Yaoundé: Editions du CRAC*
- Daum, Christophe
1998 *Les associations des Maliens en France. Migration, développement et citoyenneté*, Paris: Karthala
- Dettmar, Erika
1989 *Rassismus, Vorurteile, Kommunikation: afrikanisch-europäische Begegnung in Hamburg*, Berlin; Hamburg: Reimer
- Elwert, Georg
1982 „Gesellschaftliche Integration durch Binnenintegration?“; In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, J.34, 717-731

- 1989 „Nationalismus, Ethnizität und Nativismus – Über Wir-Gruppen-Prozesse“; In: G. Elwert/ P. Waldmann (Hg.), Ethnizität im Wandel, Saarbrücken: Breitenbach, 21-60
- Fijalkowski, Jürgen
1997 „Integrationspolitik im europäischen Vergleich“; In: Angenendt, Steffen (Hg.), Migration und Flucht: Aufgaben und Strategien für Deutschland, Europa und die internationale Gemeinschaft, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn, 154-170
- Georgi, Viola B.
2003 Entlehene Erinnerung: Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland, Hamburg: Hamburger Edition
- Geschiere, Peter
1993 Itinéraires d'accumulation au Cameroun/ Pathways to accumulation in Cameroun, Paris: ASC-Karthala
- Glick-Schiller, Nina u.a. (Hg.)
1992 Towards a Transnational Perspective on Migration. Race, Class, Ethnicity and Nationalism Reconsidered (Annals of the New York Academy of Social Sciences, Vol. 645), New York: The New York Academy of Social Science
- Gupta, Akhil / James Ferguson
1998 Culture, power, place: explorations in critical anthropology, Durham: Duke University Press
- Hall, Stuart
1992 „The question of cultural identity“; In: Hall u.a. (Hg.), Modernity and its Futures, Cambridge: Polity Press
- 2002 Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2, Hamburg: Argument-Verlag
- 2004 „Introduction: Who Needs ‚Identity‘?“; In: ders./ Koivisto, Juha, Ideologie, Identität, Repräsentation, Hamburg: Argument Verlag, 1-17
- Hall Stuart/ Paul du Gay
1996 Questions of Cultural Identity, London: Sage
- Haller, Dieter
2002 „Das Lob der Mischung: Nationalismus und Ethnizität in Gibraltar“; In: Ackermann, Andreas, Patchwork, Dimensionen multikulturellern Gesellschaften: Geschichte, Problematik und Chancen, Bielefeld : Transcript, 211-256
- Heckmann, Friedrich
1992 Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie inter-ethnischer Beziehungen. Stuttgart: Enke
- Hengue, Paul
1994 Migrations Internes et Integration Interethnique; In: Collectif Changer le Cameroun, Ethies et développement national : actes du colloque tenu le 23 septembre 1993, Yaoundé-Hilton, Yaoundé: Editions du CRAC, 130-144

- Hirsch, Klaus
1987 Bamiléké - die Menschen aus den Schluchten : eine Studie über die traditionellen Gesellschaftsstrukturen der Bamileke-Völker in Kamerun, Berlin: Express-Edition
- Hofmeier/Mehler (Hg.)
2004 Kleines Afrika-Lexikon – Politik, Wirtschaft, Kultur, Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung
- Huber u.a.
2002 Das Medienbild von MigrantInnen in der Öffentlichkeit, Freiburg: iz3w
- Jensen, Jürgen
1999 „Überblick über das Projekt: Afrikanische Migranten in Deutschland und ihre Remigration“; In: Ethnoscripts, 1, 12-16
- Lamnek, Siegfried
1993 „Das qualitative Interview“; In: ders., Qualitative Sozialforschung Bd.2 Methoden und Techniken, 2.Auflage, Weinheim, 35-124
- Lentz, Carola
1995 „‘Tribalismus‘ und Ethnizität in Afrika – ein Forschungsüberblick“; In: Leviathan, 23(1), 115-145
2003 „Afrikaner in Frankfurt - Migration, Netzwerke, Identitätspolitik“; In: Sociologus, 53(1), 43-80
- Lentz/Nolting
2000 „Afrikaner in Deutschland. Eine kommentierte Bibliographie“; in: Arbeitspapiere zu afrikanischen Gesellschaften, Berlin/Frankfurt a.M./Mainz, 46
- Lyons, Leonore/Chipperfield, Janine
2000 „(De-)Constructing the interview“: A Critique of the Participatory Model; In: RFR/DRF, Resources for Feminist Research, Vol.28, No1/2, 33-48
- Mabe, Jacob Emmanuel/ Till Förster
2001 Das Afrika-Lexikon: ein Kontinent in 1000 Stichwörtern, Wuppertal: Hammer; Stuttgart ; Weimar: J. B. Metzler, 275-277
- Marfaing, Laurence (Hg.)
2003 Les Sénégalais en Allemagne: Quotidien et stratégies de retour, Paris: Karthala
- Mayring, Philipp
1993 Einführung in die qualitative Sozialforschung, Weinheim: Psychologie-Verlags-Union
1991 „Qualitative Inhaltsanalyse“; In: U. Flick u.a. (Hg.), Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte und Anwendungen, München, 209-213
1997 Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken, Weinheim:

Deutscher Studienverlag

McIntyre, J./Balliel, B./Pfeiffer, K. (Hg.)

2004 Wurzeln in zwei Welten: Westafrikanische Migranten und Migrantinnen in Hamburg, Frankfurt am Main: Brandes & Apsel

Mehler, Andreas

1993 Kamerun in der Ära Biya: Bedingungen, erste Schritte und Blockaden einer demokratischen Transition, Hamburg: Inst. für Afrika-Kunde

2004 „Kamerun“; In: Hofmeier/Mehler (Hg.), Kleines Afrika-Lexikon – Politik, Wirtschaft, Kultur, Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung

Mesghena, Mekonnen

2002 „Wie können wir eine gemeinsame Sprache finden?“, in: Huber e.a., Das Medienbild von MigrantInnen in der Öffentlichkeit, Freiburg: iz3w

Miaffo D./ J.-P. Warnier

1993 „Accumulation et ethos de la notabilité chez les Bamiléké“; In: Geschiere, Peter, Itinéraires d'accumulation au Cameroun/ Pathways to accumulation in Cameroun, Paris: ASC-Karthala

Nazroo, James Y./ Saffron, Karlsen

2003 „Patterns of identity among ethnic minority people: Diversity and commonality“; In: Ethnic and Racial Studies, 26/5, 902-930

Nghi Ha, Kien

1999 Ethnizität und Migration, Münster: Westfälisches Dampfboot

2000 „Ethnizität, Differenz und Hybridität in der Migration: eine postkoloniale Perspektive“; In: PROKLA - Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft: Ethnisierung und Ökonomie, 30Jg., Nr. 3, 118-121

Nolting, Nina von

2002 „Gemeinschaft im Exil: Eritreische Flüchtlinge in Frankfurt am Main“, Arbeitspapiere des Instituts für Ethnologie und Afrikastudien der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Nr. 11

Okoma Akam, Suzanne

1997 La communauté camerounaise en France – Etude ethnographique et sociologique Paris: Université Saint-Denis, Dissertation

Penitsch, Regine

2003 Migration und Identität: Eine Mikro-Studie unter marokkanischen Studenten und Studentinnen in Berlin, Berlin: Weißensee-Verlag

Rammert, Werner

2001 Kollektive Identitäten und kulturelle Innovationen: ethnologische, soziologische und historische Studien, Leipzig: Leipziger Univ-Verl

Roth, Claudia / Chinwe Ifejika Speranza

2000 African-Swiss women's social networks; In: Knörr, J./ B. Meier (Hg.), Women and Migration: Anthropological Perspectives, Frankfurt, New York: Campus, St. Martin's Press, 212–232.

- Rüpke, Elke
1999 Perspektiven des Kulturvergleichs anhand von narrativen Interviews mit jungen Kamerunern und Kamerunerinnen und Deutschland, Hamburg: Universität Hamburg, Magisterarbeit
- Scherr, Albert
2000 „Ethnisierung als Ressource und Praxis“; In: PROKLA, Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, Heft 120, 30. Jg., Nr.3, 399-414
- Schicho, Walter
2001 „Kamerun“; In: Handbuch Afrika: Band 2 Westafrika und die Inseln im Atlantik, Frankfurt am Main: Brandes & Apsel; Wien: Südwind, 54-72
- Séraphin, Gilles
2000 Vivre à Douala: L’imaginaire et l’action dans une ville africaine en crise, Paris: L’Harmattan
- Socpa, Antoine
2003 Démocratisation et autochtonie au Cameroun: Trajectoires régionales différentes, Münster: LIT-Verlag
- Sommer, Gabriele
2001 „Pidgin- und Kreolsprachen“; In: Mabe, Mabe, Jacob Emmanuel/ Till Förster, Das Afrika-Lexikon: ein Kontinent in 1000 Stichwörtern, Wuppertal: Hammer; Stuttgart ; Weimar: J. B. Metzler
- Statistisches Bundesamt Wiesbaden:
2004a Ausländische Bevölkerung nach Staatsangehörigkeit am 31.12.2003
2004b Ausgewählte afrikanische Staatsangehörige nach Bundesländern am 31.12.2003
- Strauss, Anselm
1998 Grundlagen qualitativer Sozialforschung, München: Wilhelm Fink Verlag
- Tabapssi, Timothée Famndié
1996 Le modèle migratoire bamiléké (Cameroun) et sa crise actuelle: perspectives économique et culturelle, Leiden: Research School of Asian, African and American Studies, Univ. de Leiden
- Timera, Mahamad
1996 Les Soninké en France: D’une histoire à l’autre, Paris: Karthala
- Treibel, Annette
1990 Migration in modernen Gesellschaften: soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht, Weinheim: Juventa
- United Nations Organisation UNO
2002 International Migration Report 2002, New York: Department of Economic and Social Affairs, Population Division

Warnier, Jean-Pierre
1993 L' esprit d'entreprise au Cameroun, Paris: Karthala

Websites:

Auswärtiges Amt

<http://www.auswaertiges-amt.de>

http://www.auswaertiges-amt.de/www/fr/laenderinfos/laender/laender_ausgabe_html?type_id=14&land_id=74

Bundesbildungsministerium

<http://www.bmbf.de>

http://www.bmbf.de/pub/internationalisierung_des_studiums.pdf

Cia Factbook

<http://www.cia.gov/cia/publications/factbook/>

Ethnologue (Kamerun)

www.ethnologue.com/show_country.asp?name=Cameroon

International Office der Universität Freiburg

<http://www.io.uni-freiburg.de>

Studierendenstatistik WS 04/05: Studierende nach Nationalitäten; Stand 14.11.2003:

http://www.verwaltung.uni-freiburg.de/statdaten/Studierende/Nationalitaeten_WS04-05.pdf

Most Ethno-Net Africa

<http://www.ethnonet-africa.org>

www.ethnonet-africa.org/data/camer/genpop.htm

Zognong, D./ I. Mouiche (Hg.)

1998

Democratisation et rivalités ethniques au Cameroun/ Democratization and ethnic rivalries in Cameroon, Publications du CIREPE, n°1

<http://www.ethnonet-africa.org/pubs/p95cir1.htm>

darin:

Mouiche, Ibrahim

La Question Nationale, l'Ethnicité et l'Etat en Afrique: Le Cas du Cameroun

<http://www.ethnonet-africa.org/pubs/p95cir8.htm>

Onana Onomo, Joseph-Patrice

Symétries hégémoniques Béti-Bamiléké et rivalités politiques au Cameroun

<http://www.ethnonet-africa.org/pubs/p95cir4.htm>

Zognong, Dieudonné/ Ibrahim Mouiche

Démocratisation et rivalités ethniques au Cameroun

<http://www.ethnonet-africa.org/pubs/p95cir1.htm>

Zognong, Dieudonné

La question Bamiléké pendant l'ouverture démocratique au Cameroun: retour d'un débat occulté, Document de Travail nr. 61, MOST, UNESCO

<http://www.ethnonet-africa.org/pubs/p95cir5.htm>

Statistik Online Freiburg - FRITZ Freiburg InfosTabellenZahlen

<http://fritz.freiburg.de/fritz/>

Wohnbevölkerung nach Nationalität und Stadtbezirken am 31.12.2004